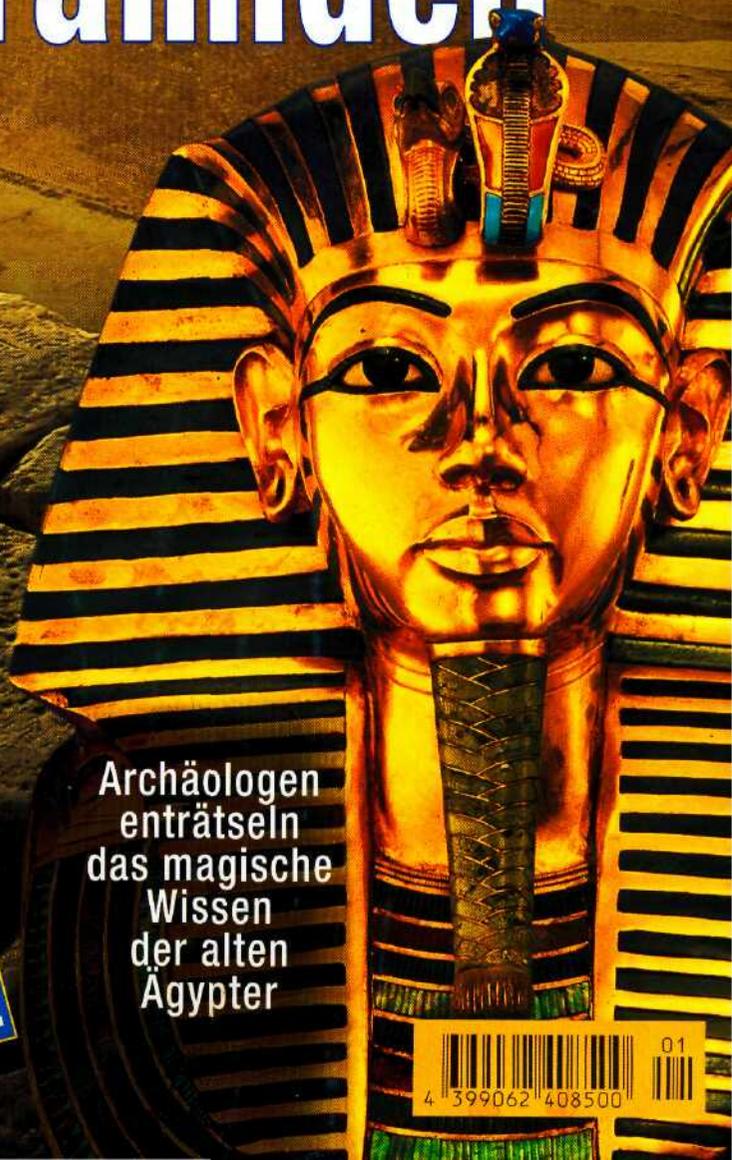


P.M.

HISTORY

Das **neue** Magazin für Geschichte

Das Geheimnis der Pyramiden



Graf Dracula und seine blutige Familiengeschichte

Luther und Katharina von Bora: Eine unglaubliche Liebe

P.M.
Das historische Ereignis

NAPOLEON

Feldherr, Kaiser, Hasardeur: Der Aufstieg, die großen Siege und die bitteren Niederlagen

Protokoll des Untergangs: Die Völkerräube von Leipzig, die Schlacht von Waterloo



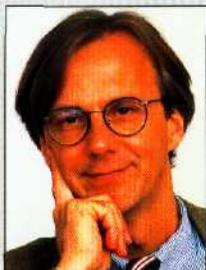
Großer Sonderteil!

Ein Korse gegen den Rest der Welt

Archäologen enträtseln das magische Wissen der alten Ägypter



INHALT



Hans-Hermann Sprado,
Chefredakteur

*Liebe Leserin,
lieber Leser,*

in diesem Moment halten Sie – auf 310 Gramm vierfarbig bedrucktem Papier – ein volles Pfund Geschichte in der Hand; ich denke, mit dieser überschwenglichen Begrüßung übertreibe ich nicht mehr als ein Vater, der stolz sein erstes Baby präsentiert. Mit »P.M. HISTORY«, dem »neuen Magazin für Geschichte«, haben wir uns vor allem eines vorgenommen: Wir wollen in Ihnen die Faszination an der Vergangenheit wecken, denn sie sollte es uns wert sein, daß wir ihr, trotz aller Zukunftsgläubigkeit, unsere bevorzugte Aufmerksamkeit schenken.

Auf 100 Seiten werfen wir einen Blick zurück auf glänzende Epochen, verheerende Kriege und schillernde Persönlichkeiten, die früher die Welt in Atem hielten und bis heute unvergessen sind.

Noch mehr Geschichten über Geschichte ins Heft zu heben – das war die Triebfeder, die uns beflügelte, mit dem erfolgreichen

»P.M. Das historische Ereignis«, das als großer Sonderteil im Heft erhalten bleibt, zu einen multithematischen Geschichtstitel heranzuwachsen. Für den ersten Auftritt hat

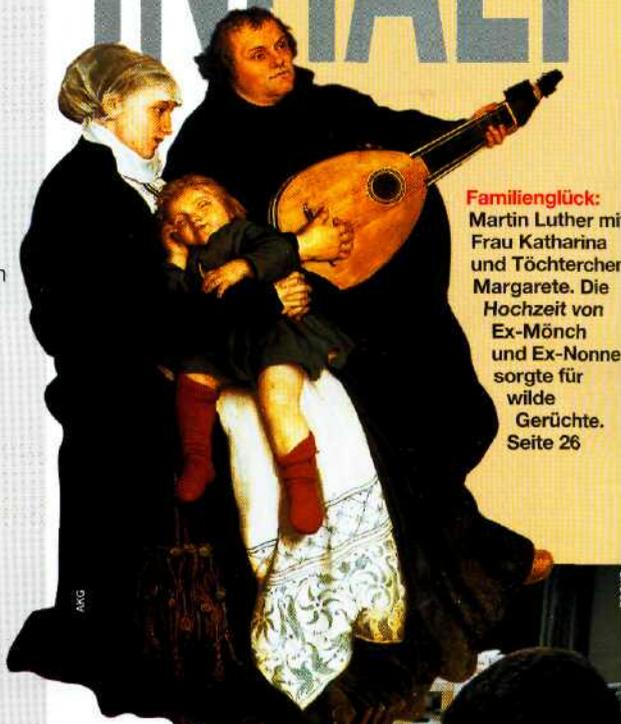
Ernst Deissinger, Stellvertretender Chefredakteur von P.M. und verantwortlich für »P.M. HISTORY«, ein ebenso spektakuläres wie fundiertes Programm zusammengestellt, das Ihnen zweifellos Appetit machen wird auf weitere Vorstellungen.

Kann man als Journalist in längst vergangene Welten eintauchen und über bedeutende Ereignisse aus dieser Zeit so spannend und gründlich berichten, als wäre man zum Beispiel bei der Völkerschlacht von Leipzig vor Ort gewesen wie beim CSU-Parteitag in Wildbad Kreuth? Worauf Sie sich verlassen können! Aber bitte bilden Sie sich selbst Ihr Urteil.

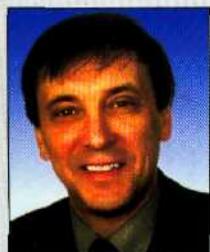
Ziehen wir also den Vorhang beiseite und schauen auf das, was damals war, damit wir ein bißchen besser verstehen, was heute ist und vielleicht morgen sein wird.

Herzlich Ihr

Lieserl - gemeinsam geschaut!



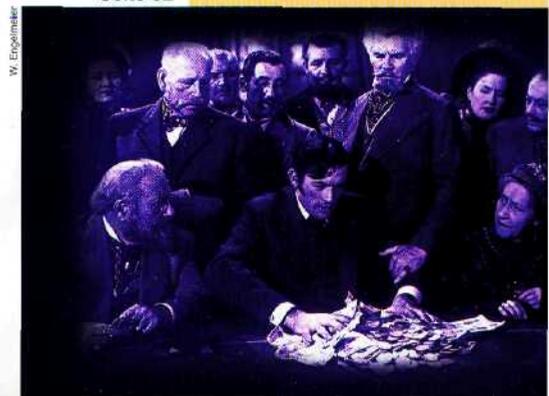
Familienglück:
Martin Luther mit Frau Katharina und Töchterchen Margarete. Die Hochzeit von Ex-Mönch und Ex-Nonne sorgte für wilde Gerüchte.
Seite 26



Ernst Deissinger

Spurensuche im Labor:
Handschweiß an der Mordwaffe überführt den Täter. Seite 90

»Der Spieler«:
ein Roman und seine abenteuerliche Entstehungsgeschichte.
Seite 82



W. Engelmaier

Transsylvanien und seine finstere Vergangenheit: Eine Reise zu den Vorfahren Graf Draculas 4

Das Bilddokument: Sylvesterfeier am Brandenburger Tor 12

Die Pyramiden von Giseh: Archäologen suchen nach verborgenen Schächten 14

Bücher, Museen, Ausstellungen 22

Impressum 25

Martin Luther und Katharina von Bora: Was wäre aus dem Reformator ohne seine tüchtige Frau geworden? 26

Das historische Ereignis

Der kometenhafte Aufstieg des Artilleriekadetten Napoleon Bonaparte 34

**18. Oktober 1813
Protokoll einer Niederlage:
Die Völkerschlacht von Leipzig** 41

Zeittabelle: Der Lebenslauf des großen Korsen 48

**18. Juni 1815
Die letzte Schlacht:
Der Untergang bei Waterloo** 50

Napoleon und die Bayern: Hoch lebe das weißblaue Königreich! 58

Der Kaiser und der Dichterst: Audienz für Monsieur Goethe 64

**War es wirklich Mord?
Napoleons Tod auf Sankt Helena** 66

Der Karneval von Rio: Wie ein kleines Straßenfest zum größten Spektakel der Welt wurde 74

**History-Rätsel:
Sieben Fragen zu den Pyramiden** 81

Fjodor Michailowitsch Dostojewski: Ein Spieler schreibt den Roman seines eigenen Lebens – in 26 Tagen 82

Astrologie: Ein Computer-Horoskop für Kaiser Napoleon 88

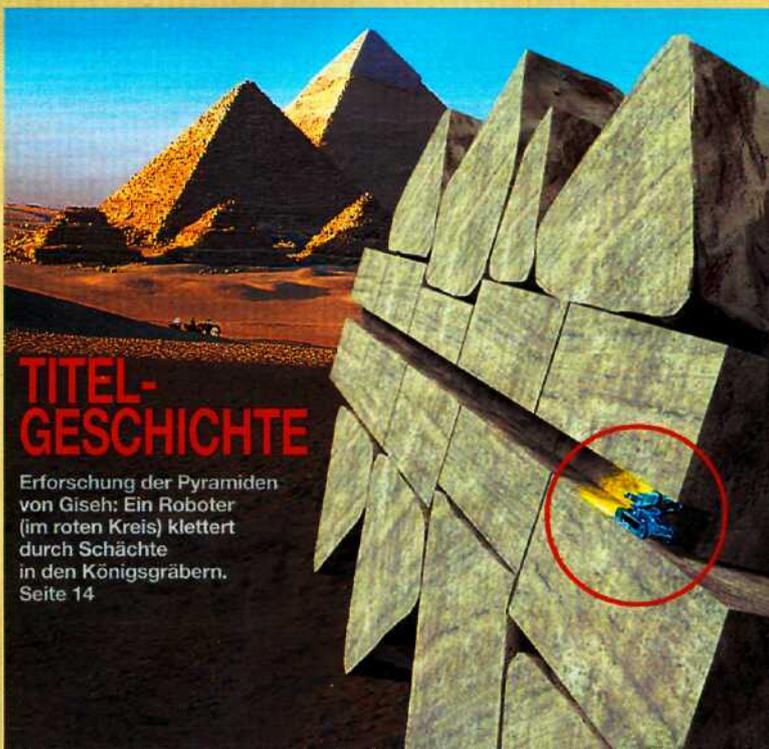
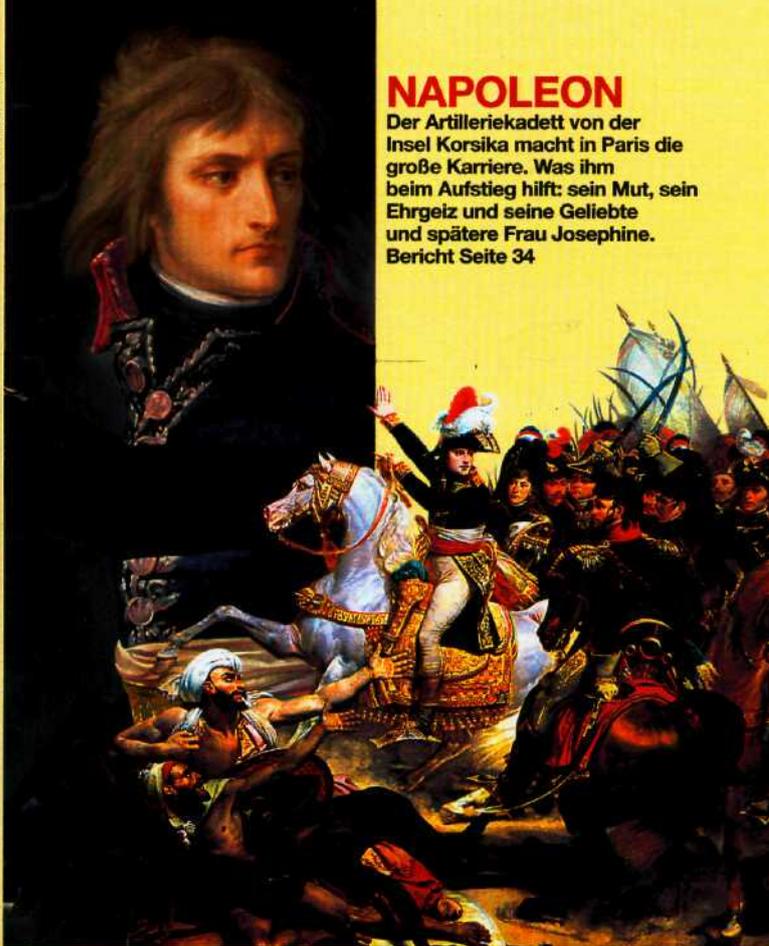
Aus den Archiven der Kriminalpolizei: Gibt es den perfekten Mord? 90

History-Zitate 97

Im nächsten Heft 98

NAPOLEON

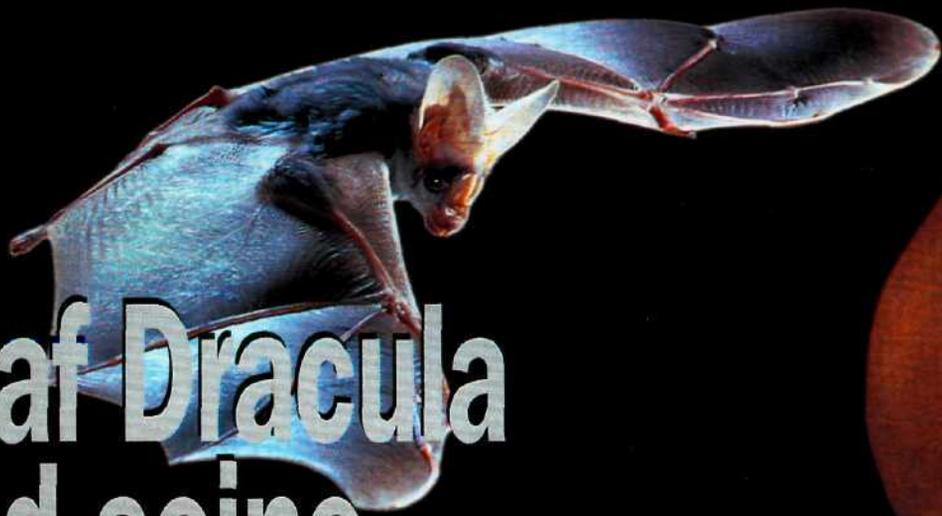
Der Artilleriekadett von der Insel Korsika macht in Paris die große Karriere. Was ihm beim Aufstieg hilft: sein Mut, sein Ehrgeiz und seine Geliebte und spätere Frau Josephine. Bericht Seite 34



TITEL- GESCHICHTE

Erforschung der Pyramiden von Giseh: Ein Roboter (im roten Kreis) klettert durch Schächte in den Königsgräbern. Seite 14

Wenn die Reise in die Vergangenheit zum Horrortrip wird



Graf Dracula und seine blutige Familien- geschichte

Wir kennen Dracula, den blutsaugenden Vampir, als Roman- und Filmfigur. Nur wenige wissen, daß der historische Dracula aus Transsylvanien ein grausamer und gefürchteter Machtpolitiker war

Von Antje Windgassen

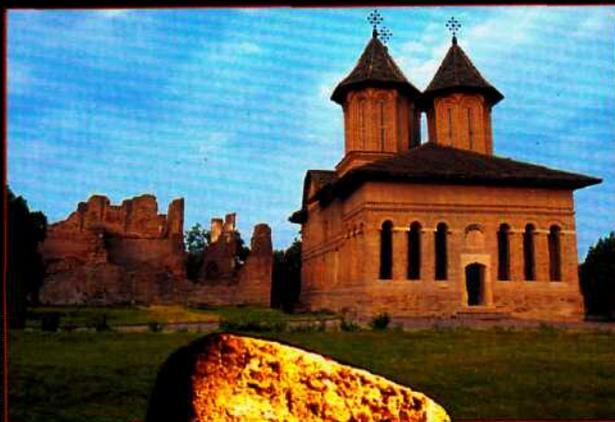
Es beginnt zunächst alles ganz harmlos: Der Rechtsanwalt Jonathan Harker reist nach Transsylvanien, um den Verkauf eines englischen Anwesens namens Carfax an einen Grafen in die Wege zu leiten. Während der Reise erhält er die ersten Warnungen, die er aber ignoriert. Doch dann, bei seiner Ankunft auf dem Schloß und der ersten Begegnung mit dem Grafen, beschleicht den Anwalt ein unbehagliches Gefühl, das mit der Zeit immer bedrückender wird. Schließlich stellt er fest, daß sein Gastgeber ein Vampir ist, der mit einem Harem weiblicher Vampire zusammenlebt. Indiz: Der Graf wirft keinen Schatten, er besitzt kein Spiegelbild und kann den Anblick eines schlichten



Bram Stoker (1847–1912); Der irische Schriftsteller verfaßte 1897 den ersten Dracula-Roman. Auf die Idee brachte ihn ein Freund, ein Kenner der slawischen Geschichte



Eine von mehreren
hundert Dracula-
Verfilmungen: »Nosferatu,
Phantom der Nacht«.
In dem Film von
Werner Herzog aus
dem Jahr 1978
spielten Klaus Kinski
und Isabelle Adjani
die Hauptrollen

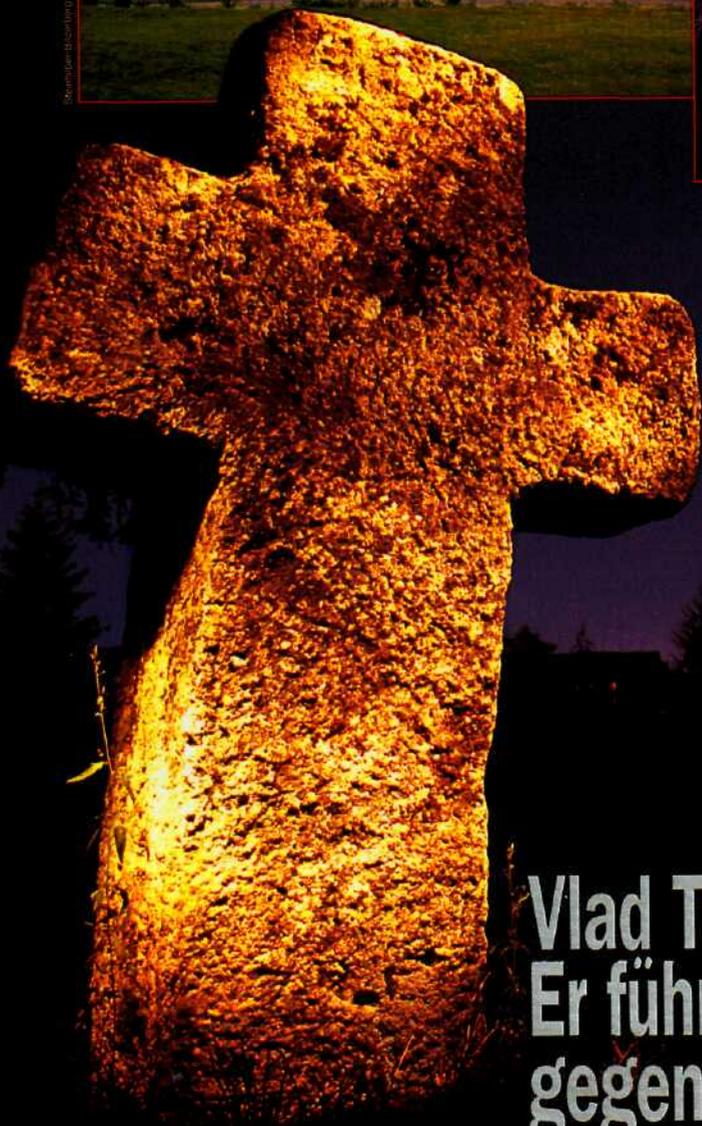


© Sammlung der Bildagentur [illegible]



Vlad Tepes, der historische Dracula (1430–1476), kämpfte sein Leben lang gegen die türkischen Eroberer und für die Ausweitung seiner persönlichen Macht. Großes Bild und Foto ganz links: die Ruinen seines Schlosses in Tirgoviste. Heute sind sie eine Touristenattraktion

ANG



**Vlad Tepes Dracula:
Er führte einen Kreuzzug
gegen die Türken**



Sultan Mehmet II.
(1432–1481):

Ein Leben lang war er der Gegner von Vlad Tepes. Seinen Beinamen Mehmet der Eroberer erhielt der türkische Herrscher, weil er 1453 Konstantinopel in die Knie zwang (rechts), mit seinen Truppen den Balkan besetzte und Mitteleuropa bedrohte



Kreuzes nicht ertragen. Harker wird gefangen genommen und muß hilflos mit ansehen, wie sich der Vampir zu einer Reise rüstet: Der Blutsauger will England erobern!

Genau hundert Jahre ist es nun her, daß der irische Schriftsteller Bram Stoker seinen Roman »Dracula« veröffentlichte und damit eine der großen Kultfiguren des 20. Jahrhunderts erschuf. Sein Buch wurde schnell zum Bestseller und der Vampir-Graf zu einem Klassiker, der eine wahre Flut von Dracula-Filmen, -Romanen und -Theaterstücken nach sich zog. Weniger bekannt blieb jedoch, daß es für den hageren Mann mit den scharfen weißen Zähnen eine historische Vorlage gab: den blutrünstigen Fürsten Vlad Dracul III., genannt der Pfähler, der im 15. Jahrhundert über die Walachei herrschte.

Stoker war von dem Budapester Forscher Arminius Vambery auf die schauerlichen Legenden, die sich um den unbarmherzigen Tyrannen rankten, aufmerksam gemacht worden und hatte daraufhin mit seinen Recherchen

begonnen. Schließlich faßte er Dichtung, Legenden und Mythen zu seinem Dracula-Roman zusammen, der nach der Drucklegung 1897 so populär wurde, daß man den Namen des Titelhelden schon bald mit dem Wort »Vampir« gleichsetzte.

Stoker starb im Jahr 1912, von der Welt fast vergessen. Sein blutsaugender Held ist jedoch noch immer so lebendig wie eh und je. Grund genug, den Spuren des »echten« Dracula zu folgen und seine unglaubliche Geschichte ans Licht zu bringen: Der historische Dracula wurde 1431 in der Festungsstadt Schäßburg (Sighişoara) in Transsylvanien (Siebenbürgen) geboren. Er war der Sohn des Fürsten Vlad II. Dracul (1400–1447) und seiner Frau Cneajna aus der moldauischen Musatin-Dynastie.

Vlad II. verdankte seine Belohnung zum Fürsten der Walachei dem römisch-deutschen Kaiser Sigismund, an dessen Hof in Nürnberg er von katholischen Mönchen erzogen worden war. Seine vorrangige Aufgabe war es, sein Fürstentum vor den Osmanen zu schützen, die bereits den größten Teil des Balkans überrannt hatten. Den Namen Dracul (aus lat. *draco* = Drache) trug er, seit der Kaiser ihn zum Ritter des Drachensordens erhoben hatte.

Es war im Jahre 1442, als der ehrgeizige türkische Sultan Murad II. den Fürsten Vlad und seine beiden Söhne, den elfjährigen Vlad III. (Dracula) und den vierjährigen Radu in eine Falle lockte. Um sein Leben zu retten, mußte Vater Vlad dem Osmanen den Treueschwur leisten und als Pfand seine Söhne als Geiseln zurücklassen. In der Gefangenschaft wurde Radu, der den Beinamen »der Schöne« erhielt, zum Favoriten des bisexuellen Thronfolgers, Mehmed II., und gehörte dessen männlichem Harem an.

Sein Bruder Dracula allerdings entwickelte sich ganz anders. In den sechs Jahren seines Geiseldaseins kam er zu der Überzeugung, daß ein Menschenleben nichts wert und die Moral in der Politik nebensächlich sei. Im Gegensatz zum unterwürfigen Radu wurde aus ihm ein gerissener und brutaler junger Mann, mißtrauisch und rachsüchtig, den selbst seine Bewacher fürchteten.

Im Dezember 1447 wurde Draculas Vater, der sein kaiserliches Bündnis durch den Treueid mit den Türken gebrochen hatte, in den Sümpfen von Balteni ermordet. Mircea, sein ältester Bruder, wurde mit glühenden Eisen-

Nervorkitzel und geschichtliche Wahrheit:

Von Vlad Tepes wird berichtet, daß er seine besiegten Gegner bevorzugt durch Pfähle hinrichten ließ. Bei einem solchen Blutbad soll er neben den Getöteten gespeist haben. Großes Bild: eine Szene aus dem Dracula-Film von Francis Ford Coppola (1992). Hier wird der grausame Bericht vom Pfähler wieder aufgegriffen



stäben geblendet und anschließend lebendig begraben. Nun wäre Dracula, als nächster der Thronfolge, Fürst der Walachei geworden, wenn ihn nicht die Türken gefangengehalten hätten.

Die Situation nutzte nun sein Großonkel, Vladislav II., um die Krone an sich zu reißen.

Doch ein Jahr später ließen die Osmanen den 17-jährigen Vlad endlich frei und halfen ihm, von seiner Wildheit und Tapferkeit beeindruckt, auf den walachischen Thron. Allerdings nur für zwei Monate, dann hatte der Großonkel die Osmanen überzeugt, daß er bereit sei, einen türkenfreundlicheren Kurs zu steuern, als sein unberechenbarer Neffe.

Sultan Murad unterstützte nun Vladislav bei seiner erneuten Thronbesteigung, und der junge Dracula mußte fliehen. Er legte sein Schicksal in die Hände des ungarischen Reichsverwesers János Hunyadi, der jetzt sein politischer Mentor und militärischer Ausbilder wurde. Dracula nahm an vielen von Hunyadi geleiteten Kreuzzügen gegen die Türken teil und wurde schließlich wegen seiner Verdienste vom römisch-deutschen Kaiser zum offiziellen Anwärter auf den walachischen Thron ernannt.

Als Hunyadi 1456 in Belgrad der Pest zum Opfer fiel, erhielt Dracula vom Kaiser endlich die Erlaubnis, den unzuverlässigen und türkenfreundlichen

**Dracula:
Seine Gegner
ließ er pfählen**

Großonkel Vladislav vom walachischen Thron zu vertreiben. Die Zeichen hierfür schienen günstig, denn die Astronomen verzeichneten eine ungewöhnliche Erscheinung: Einen Kometen mit zwei goldenen Schweifen so lang wie der halbe Himmel – einen nach Westen und einen nach Osten. Es war der später als Halleyscher Komet bekanntgewordene Himmelskörper, und Draculas Astrologen interpretierten ihn als Siegeszeichen.

Der nunmehr 25jährige Fürst, der zuletzt in seinem Geburtsland Transylvanien in Hermannstadt (Sibiu) residiert hatte, überquerte nun die Südkarpaten und konnte ohne größeren Widerstand im Juni 1456 den walachischen Thron erobern. In Hermannstadt war man froh, den unberechenbaren Heißsporn loszusein, doch bereits ein Jahr später kehrte Dracula mit seinem walachischen Heer zurück.

Weil die deutschen Bewohner von Hermannstadt, die Siebenbürger Sachsen, ihren Handel zum Nachteil der walachischen Kaufleute ausgeübt hatten, fiel er gnadenlos über die Stadt her und tötete, pfälzte und folterte seine ehemaligen Mitbürger. Im Winter 1458 kam es erneut zu Spannungen zwischen Dracula und den Sachsen. Um die walachische Wirtschaft zu stützen, erhöhte er die Zölle auf transylvanische Waren und wies den sächsischen Kaufleuten bestimmte walachische Städte zu, in denen sie ihre Waren anbieten durften.

Als die Bewohner von Kronstadt (Braşov) diese Vorschrift ignorierten, suchte Dracula sie mit seiner ganzen Unbarmherzigkeit heim – und seine Gewalttätigkeit nahm weiter zu. Anfang Juli 1460 eroberte Dracula die westlich von Kronstadt gelegene Festung Fogarasch und pfälzte Männer, Frauen und Kinder. In der »Bartholomäusnacht«, dem 24. August 1460, metzelte er alle Einwohner von Amlas nieder. In dieser Nacht starben mehr Menschen als ein Jahrhundert später in der Pariser Bartholomäusnacht.

Heute sind von Draculas Hauptstadt Tirgoviste nur noch die Ruinen des zerstörten Fürstenschlosses vorhanden. Die Grundmauern deuten auf eher bescheidene Ausmaße hin. Der Thronsaal, der offensichtlich im Erdgeschoß lag und in dem Dracula Audienzen gab und sich mit dem Staatsrat traf, war Schauplatz vieler grausamer Szenen.

Einmal versammelte Dracula hier mehrere hundert Bojaren und fragte sie, wie viele Herrscher sie bereits kommen und gehen gesehen hätten.

Die Angesprochenen reagierten amüsiert. Für sie, die Großgrundbesitzer, waren die walachischen Fürsten bisher nur Marionetten gewesen. Ein Bojar nach dem anderen erhob sich also und stellte zum Spaß die Macht des regierenden Fürsten in Frage. Nachdenklich musterte Dracula seine Gäste mit jenem funkelnden Blick, der charakteristisch für ihn war. Dann gab er einen knappen Befehl und seine Leibwache riegelte den Saal ab. 500 Bojaren wurden, zusammen mit ihren Frauen und dem Gefolge, in der Nähe des Schlosses gepfälzt. Die Leichen stellte man so lange zur Schau, bis die Vögel das Fleisch gefressen hatten.

Diese Lektion war für die überlebenden Bojaren bestimmt. Dracula stellte sie vor die Wahl, sich zu unterwerfen oder sich zurückzuziehen. Auf keinen

deren Wunsch den walachischen Thron besteigen sollte.

Die ersten Schlachten in Bulgarien konnte Dracula für sich entscheiden. Er fügte seinen Feinden große Verluste zu und schrieb triumphierend an den ungarischen König Matthias: 23 884 Türken wurden getötet! Zum Beweis schickte er zwei Säcke mit abgeschnittenen Köpfen, Nasen und Ohren nach Buda. Der Feldzug gegen die Türken, der sich vom Winter 1461 bis in den Herbst 1462 hinzog, machte Dracula ebenso berühmt wie seine beispiellose Grausamkeit.

Aus Dankbarkeit dafür, daß der große Feldherr Hunyadi einen Nachfolger gefunden hatte, läuteten von Genua bis Paris die Glocken, wurden für den tapferen Streiter Christi in ganz Mittel- und

Tod eines Vampirs:
Nach Bram Stokers Roman kann ein Vampir nur getötet werden, wenn man ihm einen hölzernen Pflock durchs Herz treibt. Hier eine Filmszene, in der Dracula durch Pfählung unschädlich gemacht wird. Im Bild: Christopher Lee, der berühmteste Dracula-Darsteller



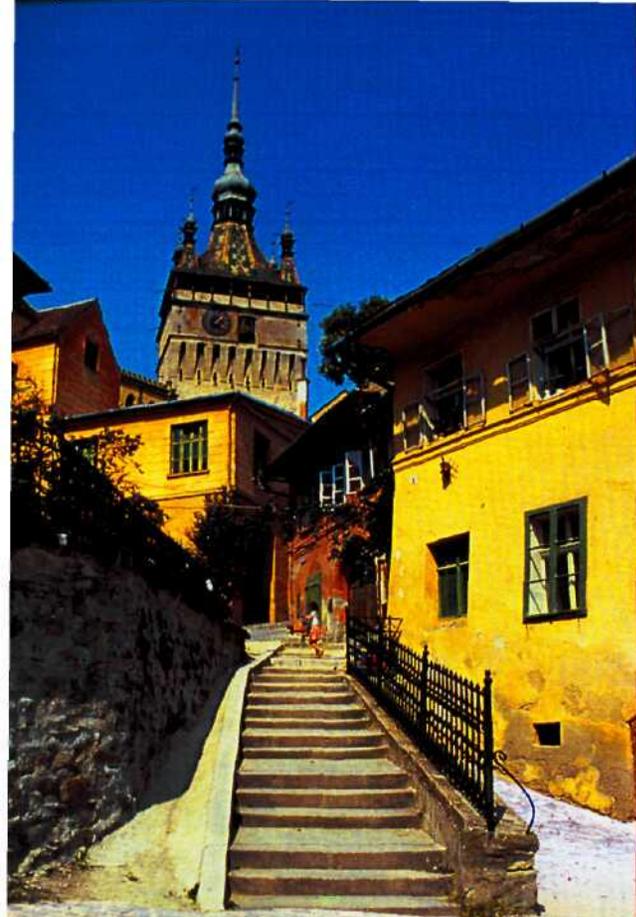
Fall würde er hinnehmen, daß sie ihn nicht ernst nahmen. Wenig später weilten türkische Gesandte am Hof und weigerten sich, bei der offiziellen Begrüßung den Turban abzunehmen. Dracula ließ daraufhin die Turbane an die Köpfe der Gesandten nageln. Natürlich hatte er lange genug im Orient gelebt, um die dortigen Sitten und Gebräuche zu kennen, doch wegen der Spannungen zwischen beiden Höfen wollte er die Türken provozieren.

Im Winter 1461 forderte Dracula keinen geringeren als den Erbojaren von Konstantinopel, Sultan Mehmed II., zum Kampf heraus. Ihm blieb kaum eine andere Wahl, denn nach der Besetzung Serbiens und Bulgariens und der endgültigen Zerstörung des byzantinischen Reiches lag die Walachei an vorderster Front gegen die Osmanen. Eine weitere Bedrohung ging von Draculas Bruder Radu aus, der zu einem treuen Gefolgsmann der Türken geworden war und nun auf

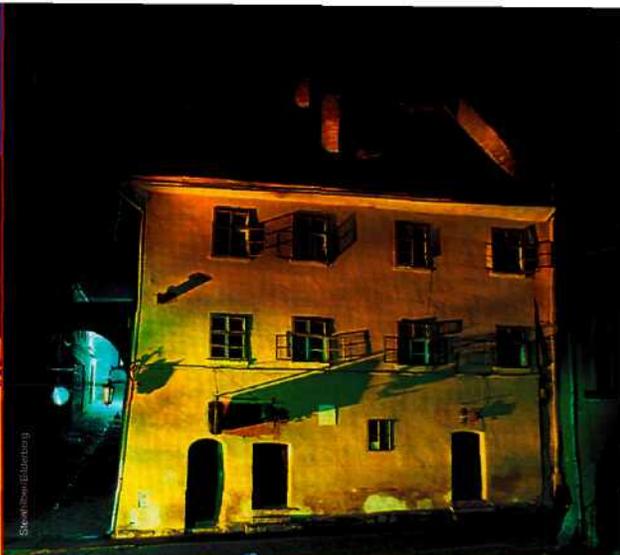
Westeuropa Tedeums gesungen. Doch Mehmed II. war noch lange nicht geschlagen. Er stammte ein neues, noch größeres Heer aus dem Boden und setzte, diesmal mit einer riesigen Flotte, über den Bosphorus.

Zwar erlitten die Türken, bevor sie ihre Kanonen in Stellung bringen konnten, wieder große Verluste, aber ihre Armee war der Draculas trotzdem zahlenmäßig weit überlegen. Dem walachischen Fürsten blieb nur der Rückzug. Er hoffte, die Geländeverhältnisse nutzen zu können. Die Sumpfböden an der Donau, der dichte Wald und das unwegsame Gebirge galten als »Brüder des Volkes«, die durch die Zeiten hindurch dessen Überleben gesichert hatten.

Außerdem wandte Dracula bei seinem Rückzug die »Taktik der verbrannten Erde« an. Die aufgegebenen Gebiete wurden evakuiert und Dörfer, Städte und Felder niedergebrannt, Brunnen vergiftet und das Vieh in die



Dracula und seine rumänische Heimat



Schäßburg (Sighișoara), die Geburtsstadt Draculas. Links die von deutschen Siedlern im 12. Jahrhundert gegründete Stadt mit ihrem Wahrzeichen, dem Stundturm. Oben das Haus, in dem Vlad 1431 geboren wurde. Seine Familie wohnte dort bis 1436. Eine Gedenktafel an dem Gebäude erinnert an den berühmten Sohn der Stadt

Berge getrieben oder getötet. Riesige, mit Zweigen und Laub getarnte Gruben wurden als Fallen für die anrückenden Truppen ausgehoben und kleinere Flüsse durch künstliche Dämme umgeleitet, um den Transport der Kanonen zu behindern.

Tatsächlich kamen die Türken in dem total verwüsteten Land nur sehr langsam voran. Da es weit und breit weder Lebensmittel noch Wasser gab, mußte Mehmed II. mit viel Mühe die Verpflegung seiner Männer organisieren. Dabei wurden jedoch die Nach-

schubkolonnen und jeder Trupp, der sich auf der Suche nach Nahrung vom Heer absonderte, von Draculas Kavallerie überfallen.

Der walachische Fürst bediente sich außerdem noch einer besonders hinterhältigen Taktik. Er schickte Männer, die ansteckende Krankheiten wie Lepra oder Beulenpest hatten, als Türken verkleidet ins feindliche Lager: eine frühe Form der biologischen Kriegsführung.

Doch alle List konnte nicht verhindern, daß das türkische Heer immer

weiter in Richtung Tirgoviște vordrang. Die Walachen verloren den Krieg, und Radu bestieg den Thron. Dracula floh 1462 nach Ungarn, wo er von König Matthias I. gefangen genommen wurde. Vor kurzem noch als Held der Christenheit gefeiert, beschuldigte man ihn nun des Verrats: Ein Brief Draculas an die Türken war aufgetaucht, in dem er Sultan Mehmed II. um Vergebung für seine kriegerischen Aktivitäten bat und seine Dienste bei der Eroberung Transsylvaniens und Ungarns, sowie bei der Ergreifung des ungarischen Königs anbot.

Heute halten Historiker dieses Schreiben, von dem eine Abschrift erhalten geblieben ist, für eine Fälschung. Doch für Dracula hatte es fatale Folgen. Er wurde als Feind der Menschheit verdammt und ohne formalen Prozeß für zwölf Jahre eingekerkert. Erst 1474 wurde er begnadigt und erneut als Fürst der Walachei eingesetzt, der sich allerdings die Macht selbst zurückerobern mußte. Da er kaum Verbündete hatte, war das nicht einfach. Andere Thronanwärter intrigierten gegen ihn und die Türken haßten ihn. Auch die deutschen Mönche aus Transsylvanien, die aus dem Land geflohen waren, beteten nicht gerade für sein Seelenheil. Denn Dracula hatte ihre Klöster und Kirchen zerstört und ihren Besitz konfisziert.

Der Benediktinermönch Jakob war einer der ersten, der die schaurigen Geschichten vom Hofe Draculas verbreitete. Im Kloster Melk bei Wien war Bruder Jakob bereits 1463 auf den Hofdichter Michael Beheim getroffen, der nach seiner Anleitung noch im gleichen Jahr eine Verserzählung über die grausamen Machenschaften des wala-

chischen Fürsten verfaßte. Dieses Werk wurde ein »Bestseller«, für das sich sogar der Kaiser interessierte. Friedrich III. fand Gefallen an den grausigen Szenen und ließ sie vortragen, um seine Gäste zu unterhalten.

Berurteilt man die Verbrechen Draculas, muß man berücksichtigen, daß der Fürst in einer Zeit lebte, die von außerordentlicher Grausamkeit geprägt ist. Draculas Zeitgenossen – der Borgia-Papst Alexander VI. etwa und sein Sohn Cesare – lebten ihre Gewalttätigkeit hemmungslos aus. Auch das Pfählen war keineswegs die Erfindung des walachischen Fürsten. Die Türken und sogar die Engländer bedienten sich gelegentlich dieser schrecklichen Hinrichtungsmethode. Obwohl wir heute Draculas Verbrechen verurteilen, stellte er dennoch den Modellfall eines machiavellistischen Fürsten dar, der zum Wohle des Staates Recht und Moral opfert.

Immer mehr Flüchtlinge aus Transsylvanien wußten nun Greuelthaten über Dracula zu erzählen, und wie es in solchen Fällen oft geschieht, übertrieben sie die Wirklichkeit noch um ein Vielfaches.

Die Erfindung des Buchdrucks Mitte des 15. Jahrhunderts ermöglichte es, Flugschriften über Draculas Grausamkeiten zu verbreiten, die sich, zu den ersten weltlichen Themen gehörend, großer Popularität erfreuten. In den Schriften »von einem wutrich der hies Trakle waida von der Walachei«, konnte man nachlesen, daß der grausame Fürst seine Opfer nicht nur gepfählt, sondern ihnen auch die Gliedmaßen

abgetrennt, sie verbrannt, gekocht, geröstet und enthäutet, ihnen Nägel in ihre Körper getrieben und bei lebendigem Leibe begraben hatte.

Ferner wurde berichtet, daß er sein Brot in das Blut der Sterbenden tunkte, bevor er es aß. Von dieser Behauptung aus war es auch nicht mehr weit zu der Behauptung, daß es sich bei Dracula um einen Vampir gehandelt haben mußte.

Der Glaube an Vampire, an Blutsauger, geht weit in die Geschichte zurück. Schon die Menschen der Vorzeit wußten, daß mit dem Blut, das aus einer Wunde floß, auch die Lebenskraft schwand. So erhielt der »rote Saft« eine wichtige Bedeutung: Blut galt als Quelle des Lebens. Die Vorstellung, daß man durch das Trinken von Blut sein Leben erneuern konnte, führte zwangsläufig zum Vampirglauben. Die Furcht vor Vampiren ist in Erzählungen aus den unterschiedlichsten Kulturen überliefert: aus Babylon, Ägypten, Griechenland, Rom und China.

Auch die Indianer im heutigen Peru glaubten an die »Canchus«, die schlafenden jungen Menschen Blut absaugten, um ihre Lebenskraft zu erneuern. Und im antiken Griechenland gingen die vampirähnlichen »Lamia« um: furchterregende, mit Flügeln ausgestattete weibliche Dämonen, die junge Schönheiten ermordeten, um ihr Blut zu trinken. In Ungarn lebte im 18. Jahrhundert sogar ein namentlich bekannter Vampir: Peter Poglojowitz. Er starb 1725, und als sein Grab später geöffnet wurde, fand man angeblich frisches Blut an seinen Lippen.

Bis heute hat sich der Vampirglaube vor allem in Südosteuropa erhalten – der Heimat Draculas also. Als der walachische Fürst 1476 sein Ende fand – während einer Schlacht vermutlich durch die Hand eines Meuchelmörders – wurde ihm der Kopf abgeschlagen. Als Beweis dafür, daß der Pfähler tatsächlich tot war, schickte man den Kopf, in Honig konserviert, nach Konstantinopel.

Der kopflose Körper wurde im Inselkloster Snagov in der Nähe von Bukarest beigesetzt. Man erzählte sich Schauer Geschichten und war überzeugt davon, daß Dracula des Nachts sein Grab verlasse, um als lichtscheuer Blutsauger sein Unwesen zu treiben.

Von der letzten Ruhestätte des Fürsten Vlad III. Dracul, dem einst riesigen, mit Befestigungsmauern gesicherten Kloster, ist heute nur noch eine Kirche erhalten. Ansonsten säumen weiße Villen den malerisch gelegenen See, und Segelboote bevölkern den kleinen Yachthafen. Angesichts dieser friedlichen Szene fällt es dem Besucher schwer, sich in die blutige Epoche Draculas zurückzusetzen.

Seine Legende hat jedoch überlebt, wenn auch in etwas abgewandelter Form. Für die Rumänen ist der walachische Fürst heute ein Nationalheld, und sie glauben fest daran, daß er in Zeiten größter Not wiederauferstehen wird, um sein Volk zu retten. ★



Stenliber/Bildberg

Auf den Spuren von Graf Dracula



Hier soll er begraben sein: In die Kirche des Klosters Snagov bringen noch heute die Verehrer von Vlad Tepes Blumen ans Grab. Links die wichtigsten historischen Stätten Rumäniens, die mit Dracula in Verbindung gebracht werden

Ein Feuerwerk der Emotionen

Sylvester 1989:

Nach Jahrzehnten der Trennung feiern die Deutschen aus Ost und West den ersten gemeinsamen Jahreswechsel. Unfaßbar, was sich damals am Brandenburger Tor abspielt. Niemand hatte einen solchen historischen Umbruch für möglich gehalten. Nach dem Untergang der SED-Diktatur schien die Freiheit grenzenlos. Doch die Euphorie von damals ist inzwischen verfliegen. Heute zeigt sich, daß die spontane Verbrüderung der Begeisterten die beiden Teile Deutschlands nicht zusammenwachsen ließ. Die gefühlsmäßige Annäherung der Menschen wird Geduld und noch einige Jahre Zeit benötigen. *Wir sind optimistisch!*





Ein Roboter erforscht die ägyptischen Königsgräber

Generationen von Forschern haben diese Monumentalbauten untersucht – doch noch immer ist ungeklärt: Gibt es darin bislang unentdeckte Kammern und Schätze?

Von Gerhard Wisnewski

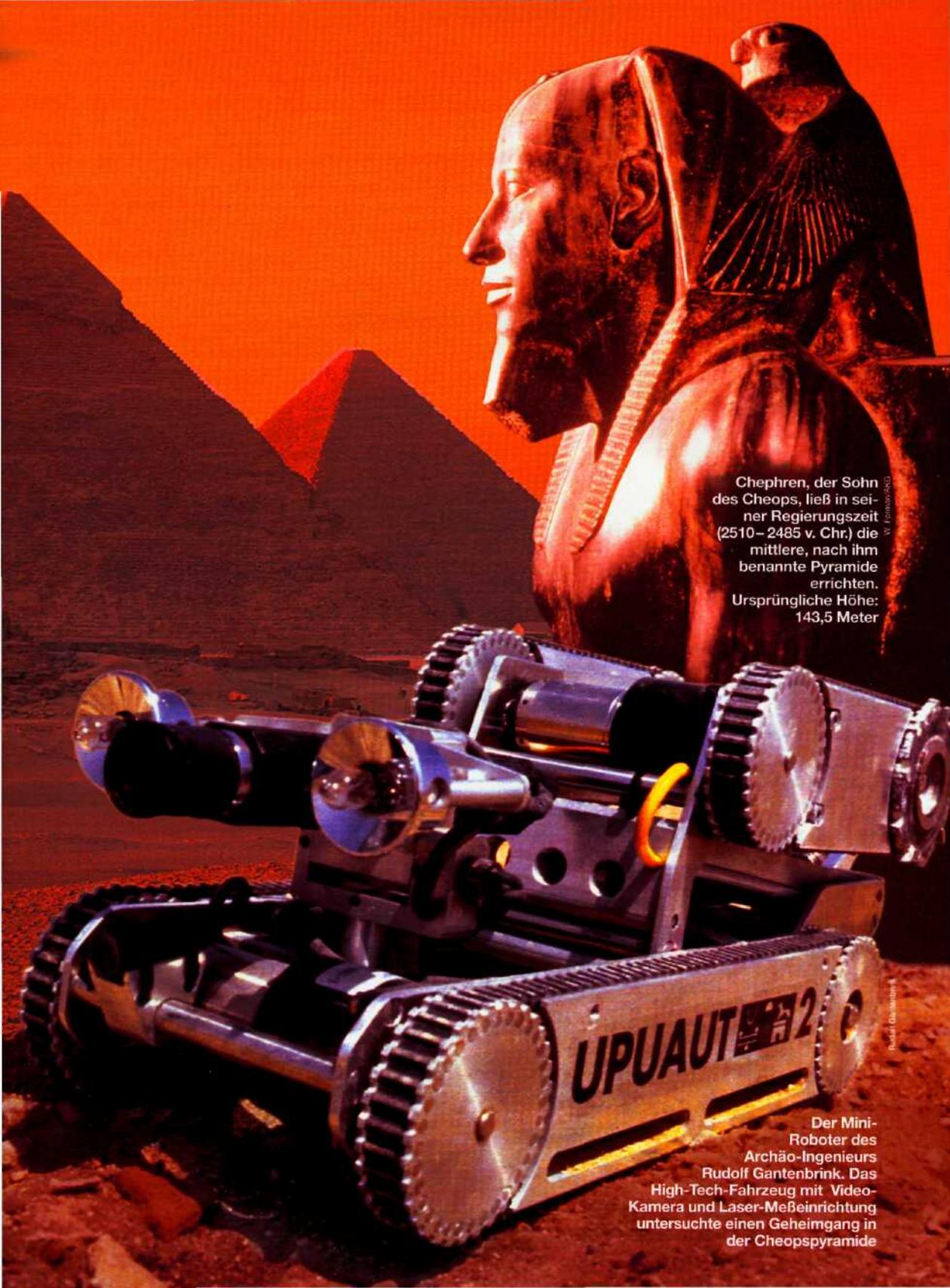
Gisch, 27. März 1993. Vor der Cheopspyramide stauen sich die Besucher. Bodyguards und Sicherheitskräfte haben den Eingang abgeschirmt. Heute kein Einlaß. Enttäuschung macht sich breit, Erklärungen werden abgegeben und Besucher vertröstet. Tief im Innern der Pyramide, in der Königinnenkammer, kämpft ein Forscherteam um neue Erkenntnisse.

Der deutsche Archäo-Ingenieur Rudolf Gantenbrink und seine Mitarbeiter versuchen der 4500 Jahre alten Pyramide neue Antworten abzurufen. Ein von Gantenbrink konstruierter Roboter bahnt sich den Weg durch einen nur 20 mal 20 Zentimeter großen Schacht, der von der Königinnenkammer aus in die Pyramide aufsteigt. Die Forscher wollen wissen, wo der Gang endet.

Zentimeter um Zentimeter kriecht das Gefährt voran. Die Bilder einer Minikamera werden direkt auf einen



Pharao Cheops, hier in einer kleinen Elfenbeinstatue dargestellt. Er war der Erbauer der größten Pyramide von Giseh (großes Bild rechts). Er regierte von 2545–2520 v. Chr.). Ursprüngliche Höhe des Bauwerks: 146,6 Meter



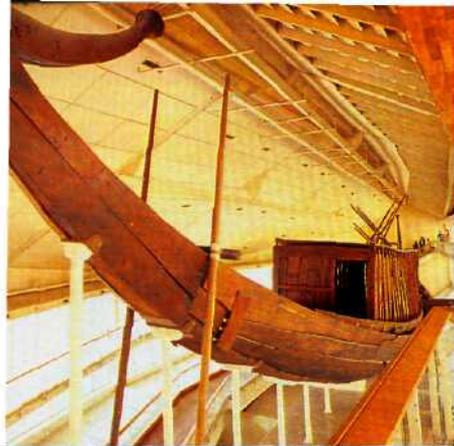
Chephren, der Sohn
des Cheops, ließ in seiner
Regierungszeit
(2510 – 2485 v. Chr.) die
mittlere, nach ihm
benannte Pyramide
errichten.
Ursprüngliche Höhe:
143,5 Meter

W. Fehrmann/AGG

Rudolf Gantenbrink

Der Mini-
Roboter des
Archäo-Ingenieurs
Rudolf Gantenbrink. Das
High-Tech-Fahrzeug mit Video-
Kamera und Laser-Meßeinrichtung
untersuchte einen Geheimgang in
der Cheopspyramide

Die Pyramide des Cheops und ihre verborgenen Kammern



Sonnenschiff: Diese Grabbeigabe wurde bei der Cheopspyramide gefunden – Symbol für die Reise des Pharaos

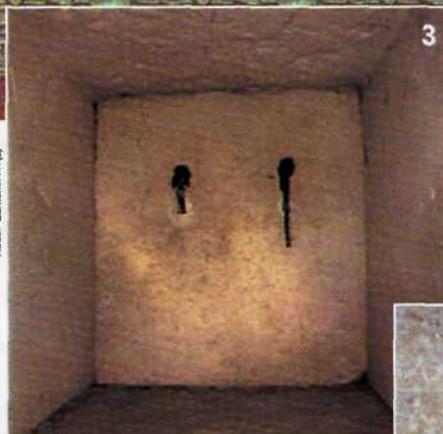
Fahrt des Roboters



Monitor in der Königinnenkammer übertragen. Im Lichtkegel der Roboterscheinwerfer sehen die Forscher Wände, die seit Jahrtausenden kein Mensch mehr gesehen hat. Der Rest des Ganges ist nur ein schwarzes Loch. Doch plötzlich erfaßt das Kamera-Auge das Ende des Minikorridors: eine senkrechte Platte mit einer Art Kupfergriff, ein zweiter ist abgebrochen und liegt davor auf dem Schachtboden – eine Tür? Die Sensation ist perfekt. Statt im Nichts zu enden, findet der Schacht seinen Abschluß in einem sorgfältig von Menschenhand gefertigten Werkstück. Was steckt dahinter?

Die neu entdeckte »Tür« in der Cheopspyramide war das archäologische Ereignis des Jahres 1993. Mit einem Schlag standen die geheimnisvollen ägyptischen Pyramiden erneut im Licht der Öffentlichkeit. Auch die »alten Hasen« der Ägyptologie spürten in diesem Moment die Macht des Rätsels dieser Bauwerke. Da waren sie wieder, die alten Fragen, die mancher längst beantwortet sah: Wie und wozu haben die Menschen die Pyramiden errichtet, und welches Wissen war dazu nötig?

Innerhalb von knapp 200 Jahren häuften die Herrscher der dritten und vierten Dynastie (um 2620–2460

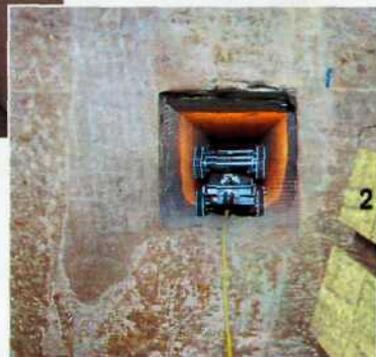


Reisef. Gantenbrink (9)

Die geheime Tür: Hier endet die Fahrt des Roboters. Ungeklärt ist, was sich hinter der Steinplatte mit den Metallbügeln verbirgt. Eine Vermutung: ein Modellschiff für die Himmelfahrt des toten Pharaos

v. Chr.) rund 25 Millionen Tonnen Gestein zu enormen Grabgebirgen auf: die Pyramiden von Sakkara (etwa 60 Meter hoch), Meidum (circa 70 Meter), Dahschur (97 und 105 Meter) und Giseh (66 bis 147 Meter).

Die jüngst gefundene »Tür« in der Cheopspyramide fachte die wilden Spekulationen wieder an: Waren sie also doch wahr, die Berichte des arabischen Historikers Al Makrizi (1364–1442), wonach die Pyramide dreißig Schatzkammern aus farbigem Granit berge, voll mit Kultgegenständen und Pretiosen, Medikamenten und Giften, rostfreien Waffen und unzerbrechlichem Glas? Liegt vielleicht in einer dieser Kammern die nie entdeckte Mumie des Pharaos Cheops? Oder



Die Fahrt durch den Tunnel: Die Computergrafik rechts zeigt das Raupenfahrzeug im 20 mal 20 Zentimeter großen Schacht. Im Foto oben erkennt man das Versorgungskabel, das außerdem die Daten der Videokamera und die Steuersignale überträgt

stimmt es, daß er nicht in den Grabkammern, sondern unterhalb der Pyramide bestattet wurde – auf einer Insel inmitten eines unterirdischen Sees, wie bei dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot zu lesen ist.

Rätsel über Rätsel. Heute steht fest: Der einzige Weg zum Verständnis dieser Bauwerke führt über die dazugehörigen Gedankengebäude. Bei unserer Zeitreise in das Ägypten der Pyramiden geht es uns nicht anders als einem alten Ägypter, der plötzlich einen Sprung in das Jahr 1663 machen würde, in dem die damals größte christliche Kirche der Welt fertiggestellt wurde: der Petersdom in Rom. Seine Abmessungen (Höhe 133 Meter, Querschiff 138 Meter, Langhaus 187 Meter), sein Grundriß und die nach oben spitz zulaufende Form ähneln einer Pyramide. Und wie diese ist der Petersdom ein Grabmal – des Apostels Petrus.

Nur: Unser Ägypter würde zunächst mit derselben Mischung aus Staunen und Kopfschütteln vor diesem Bauwerk stehen, wie wir heute vor den Pyramiden. Wozu, so würde er sich fragen, haben sich die Leute diese enorme Arbeit gemacht? Auch wenn man ver-

suchte, es ihm zu erklären, würde diesem Menschen die Glaubenswelt der Christen mit Vater, Sohn und Heiligem Geist fremd vorkommen. Schwerlich würde der Ägypter verstehen, warum die Menschen deshalb auf gewaltigen Baustellen schufteten. Er würde sich fragen, ob hier vielleicht von einem unerklärlichen Bauwahn besessene Fürsten Tausende von Menschen in Sklaverei gehalten haben. Genau das dachten manche von den Pharaonen.

Anders könnte sich der zeitreisende Ägypter diese Anstrengungen kaum erklären, denn aus seiner Sicht würden die Christen einen absolut sinnlosen Gott anbeten, der nichts zum täglichen Lauf der Welt beiträgt. Die Sonne (»Re«) dagegen, zu deren Ehre die Pyramiden gebaut wurden, erschafft das Leben auf der Erde täglich neu. Und nach seinem Tode sollte der »Sohn des Re« (der Pharao) auf einer gewaltigen Leiter wieder zu ihr aufsteigen können, um mit Re in der großen Sonnenbarke am ewigen Lauf um die Erde teilzunehmen. Auf der Pyramidenleiter konnte der tote Pharao seinen Weg nicht verfehlen, endete sie doch hoch droben im Himmel an einem einzigen Punkt. Wie in einem umgekehrten Trichter würde der Gottessohn direkt in den Himmel eingehen. Die Pyramide war das Verbindungsglied zwischen Himmel und Erde.

Sicher war damals alles anders – und doch ähnlich wie heute: Ein Pharao hatte eine lange Liste von Titeln, die uns archaisch und übertrieben anmuten. Chepren (»Er erscheint Re«), der Sohn des Cheops hieß zum Beispiel außerdem »Mächtiger Falke, Mit starkem Willen, Stark durch die beiden Herrinnen«.

Gegen den Papst in Rom ist das jedoch noch

gar nichts, denn der nennt gleich acht Titel sein eigen: »Bischof von Rom, Vikar Jesu Christi, Nachfolger der Apostelfürsten, Oberster Pontifex der universalen Kirche, Patriarch des Abendlands, Primas von Italien, Erzbischof und Metropolit der römischen Provinz und Souverän der Vatikanstadt«. Wie der Pharao ist der Papst kirchlicher und politischer Herrscher, Seelsorger und Staatsoberhaupt. Der Vatikanstaat ist eine Wahlmonarchie mit dem Papst als absolutem Herrscher.

Da der Pharao den alten Ägyptern als Gottessohn galt, erforderte sein Tod eine besondere Zeremonie: Es war, als müßte die gesamte Christenheit immer wieder auf neue Jesus zu Grabe tragen. Eine große Ehre, aber auch eine gewaltige Aufgabe. Schon um das Verhältnis zu dem übermächtigen Gott nicht zu trüben, hätten auch die Christen sich mit der Bestattung alle Mühe gegeben. So, wie der Petersdom zu Ehren der Stellvertreter Gottes (der Päpste) auf Erden gebaut wurde, hätte man Jesus sicher ein Grab errichtet, das einer Pyramide in nichts nachgestanden hätte.

Selbst noch in diesem Jahrhundert wurde ein für gottähnlich gehaltener Herrscher einbalsamiert und in einem »Mausoleum« beigesetzt. Das ist ein prächtiges Grabmal, benannt nach dem um 350 v. Chr. vollendeten »Mausoleum von Halikarnassos«, in dem Mausolos von Karien bestattet wurde. Mausoleen und Pyramiden haben viel miteinander zu tun: Wie die Pyramide des Pharaos Cheops wurde das Mausoleum von Halikarnassos im Altertum zu den Sieben Weltwundern gezählt. Auf einem Quadersockel ruhte ein von 36 Säulen umgebenes Hauptgeschoß. Das Dach bestand aus einer 24stufigen Pyramide.

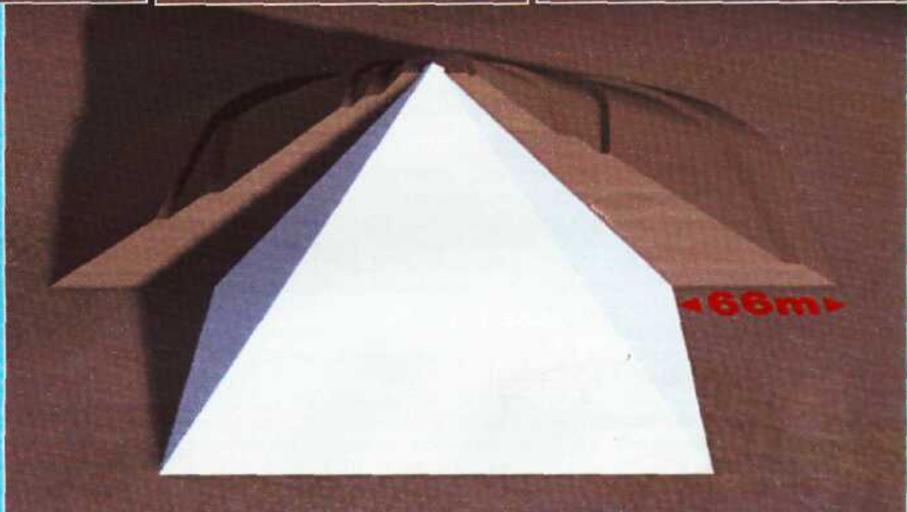
1929 wurde Wladimir Iljitsch Lenin, der Gründer der Sowjetunion, in einem Mausoleum auf dem Roten Platz in



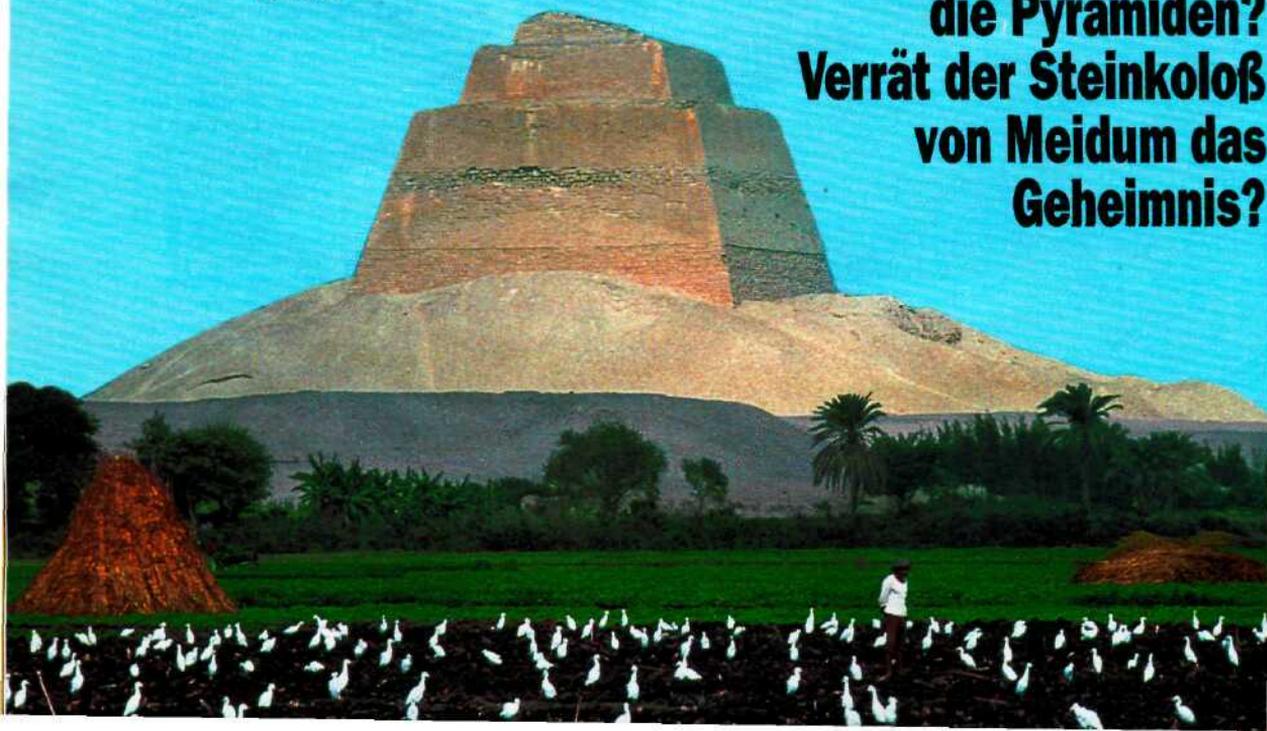
1 Beginn der Erkundungsfahrt: Der Ingenieur Rudolf Gantenbrink (im Hintergrund) bereitet in der Königinnenkammer den von ihm konstruierten Roboter für den Einstieg in den Schacht (Pfeil) vor. Forscher vom Archäologischen Institut in Kairo unterstützen ihn



Computersimulation einer Pyramidenbaustelle: Archäo-Ingenieur Gantenbrink ist davon überzeugt, daß die Ägypter den Steinkörper mit einem Mantel aus Geröll umgaben. Auf ihm wurden die Transportwege für das Baumaterial angelegt. Die 3D-Zeichnungen aus dem Computer zeigen verschiedene Bauphasen. Nach Fertigstellung der Pyramide wurde der Geröllberg abgetragen. Die Pyramide von Meidum ist nach Meinung Gantenbrinks der Rest einer nicht vollständig freigelegten Baustelle



Wie bauten die Ägypter die Pyramiden? Verrät der Steinkoloß von Meidum das Geheimnis?



Moskau bestattet. Noch heute kann man seine guterhaltene Mumie dort besichtigen, die mit modernsten Methoden konserviert wird. Auch nach dem Ende der Sowjetunion umgibt den toten Körper noch eine Aura von Heiligkeit. In seiner Gegenwart darf man weder sprechen noch fotografieren, ja nicht einmal stehenbleiben.

»Hinter dem Pyramidenbau steht eine ganz andere Idee als der Egoismus eines Mannes, der darin begraben sein wollte«, meint Professor Rainer Stadelmann, die graue Eminenz der Pyramidenforschung. »Ich vergleiche es immer mit dem Bau von Kathedralen in unseren Städten: Was hat Städte wie Reims, Ulm oder Bologna bewogen, Kirchen dieses Ausmaßes zu bauen?« Antwort: »Eine religiöse Idee.«

Für die Ägypter stand hinter dem Pyramidenbau eine einfache Idee: Ohne Pharaos kein Leben im Diesseits – ohne Pharaos kein Leben im Jenseits. Der König, so Stadelmann, sei der Garant des irdischen Weiterlebens gewesen. Genauso sei er der Garant für das Überleben im Jenseits gewesen. So war der Pyramidenbau ein Anliegen aller Ägypter.

Das Jenseits war für sie realer als für die heutigen Menschen. Viele Archäologen sprechen gar von einer »kollektiven Schizophrenie«. Sie soll die Ägypter daran gehindert haben, ihr Leben unbeschwert und glücklich zu genießen. Noch mehr als den Tod fürchteten sie, am Leben im Jenseits nicht teilnehmen zu können: »Nicht ein zweites Mal zu sterben: Das war es, was das ägyptische Volk am meisten beschäftigte und beunruhigte«, so die beiden Pyramidenexperten Christian Delacampagne und Erich Lessing.

Der Gedanke an das Leben nach dem Tode beherrschte die meisten Ägypter von Geburt an – vor allem den Pharaos. In der dritten und vierten Dynastie war die Planung der Bestattungspyramide eine der ersten Amtshandlungen auf dem Pharaonenthron. Der Bau war ein verzweifelter Kampf gegen die Zeit.

Stufenpyramide von Sakkara: Sie ist die erste Pyramide aus Natursteinen, errichtet für König Djoser (2620–2600 v. Chr.). An ihrer Form erkennt man, daß sie aus mehreren, übereinandergeschichteten quaderförmigen Grabbauten (Mastabas) entstanden ist



Claus Hartmann

Die durchschnittliche Lebenserwartung lag nur bei etwa 35 Jahren; und die für den Pyramidenbau notwendigen 20 Jahre im Amt zu überstehen, mußte ein Herrscher schon sehr gesund und machtbewußt sein. Viele Pyramiden wurden nicht vollendet.

Rätselhaft ist bis heute, wie ein kaum der Steinzeit entwachsenes Volk solche Bauten schaffen konnte. Die Cheops-Pyramide zum Beispiel wurde aus 2,5 Millionen Steinblöcken mit einem Gesamtgewicht von 6,5 Millionen Tonnen errichtet. Tonnenschwere Quader wurden bis in eine Höhe von 146 Metern transportiert. Die Graniträger für die Grabkammer des Königs wogen zwischen 20 und 40 Tonnen und wurden aus den Steinbrüchen von Assuan 1000 Kilometer nilaufwärts verschifft: Welche Hilfsmittel verwendeten die Baumeister, welche Werkzeuge, wie berechneten sie die Winkel, wie beherrschten sie die Logistik? Die antiken Quellen schweigen darüber. Zwar berichten sie über Alltag und Religion im alten Ägypten, nichts jedoch über die größte Leistung ihrer Zeit.

Das ist ungefähr so, als hätte über den Bau der gewaltigen Saturn-V-Mondrakete (übrigens rund 35 Meter niedriger als die Cheops-Pyramide)

niemand auch nur ein einziges Wort verloren. »Selbst Prinzen mit außerordentlicher Machtfülle wie Hemion oder Anchchaf erwähnen mit keinem Wort, daß sie es waren, die die Pyramiden des Cheops und des Chefren erbaut haben«, so Stadelmann. Das Wissen um ihren Bau wurde vergessen, und damit wurden sie erst recht zu einem göttlichen Werk. Nicht zuletzt deshalb bemühen Zeitgenossen wie der Schweizer Schriftsteller Erich von Däniken Außerirdische, um den Bau der Pyramiden zu erklären und glauben, in altägyptischen Abbildungen Ausrüstungen von Astronauten erkennen zu können.

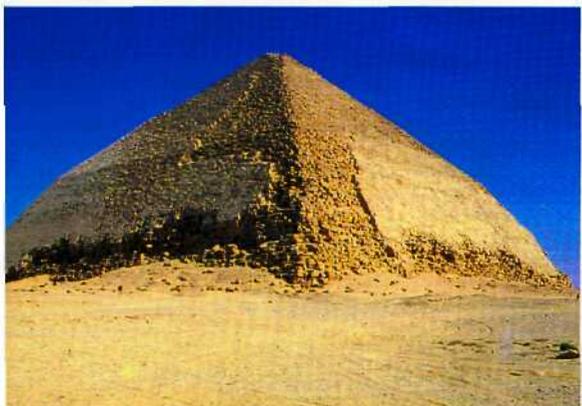
Eine verlockende Idee. Diese schöne Theorie funktioniert jedoch nur, wenn man die gesamte Geschichte des Pyramidenbaus ignoriert. Vor allem scheitert sie an einem Pharaos namens Snofru, der außerirdische Hilfe vermutlich nicht einmal abgelehnt hätte, denn seine Pyramiden dürften ihn schier zur Verzweiflung getrieben haben.

Zuerst wollte er, angeregt durch die Stufenpyramide seines Vorgängers Djoser, bei der Oase Faijum in Meidum einen 92-Meter-Pyramidenkoloß mit besonders steilen Böschungen hochziehen (Neigungswinkel 52 Grad). Kurz vor Ende der Arbeiten kam es offenbar zur Katastrophe. Die Außenhülle des Bauwerks, so eine der Theorien, brach in sich zusammen und kam als riesiger Schuttlberg am Fuße der Pyramide zum Liegen. Übrig blieb ein etwa 70 Meter hoher Stummel.

Wahrscheinlich hatte Snofru da schon mit dem Bau einer zweiten Pyramide in Dahschur begonnen, mit 54 Grad steilen Wänden. Angepeilte Höhe: 128 Meter. Nach dem Desaster in Meidum schienen ihm jedoch Be-

Die Knickpyramide von Dahschur, für König Snofru (2570–2545) errichtet. Die Abflachung des Neigungswinkels auf halber Höhe reduzierte die Gefahr, daß das Bauwerk auseinanderbrach

E. Thiem/Stern/Lobos-Film

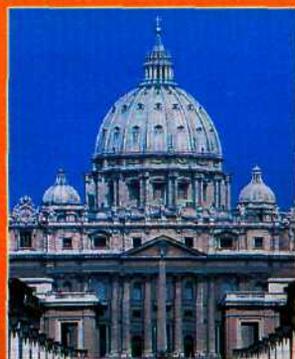




Das World Trade Center in Manhattan, New York: Die beiden Türme, die Tempel des Kapitalismus, sind über 400 Meter hoch. Wollten sich ihre Erbauer ewigen Ruhm erwerben?

J. Treuschling/Fotoarchiv

Mammutprojekte: Schon immer versuchten die Mächtigen, durch sie unsterblich zu werden



M. Runkel/Fotothek

Petersdom in Rom: Er ist das Grabmal des heiligen Petrus und soll die Allmacht und Unvergänglichkeit der Kirche dokumentieren

denken gekommen zu sein, und er flachte den Böschungswinkel mittendrin auf 43 Grad ab. So könnte die »Knickpyramide« von Dahschur entstanden sein.

Doch Snofru wollte nun mal die reine, heilige Pyramidenform und keine Notlösung. Also ließ er die »Rote Pyramide« von Dahschur errichten: diesmal gleich mit dem flacheren Böschungswinkel von 43 Grad. Ob sich dies nun genau so abspielte oder etwas anders: Snofrus Geschichte zeigt, daß der Bau der Pyramiden von Versuchen und Irrtümern begleitet war. Und da Irren bekanntlich menschlich ist, kommen Außerirdische als Bauherren nicht in Frage. Jemand, der mit Raumschiffen interstellare Entfernungen überwinden konnte, hätte sicher die gewünschte Pyramidenform bereits im ersten Versuch erreicht.

Wie es »menschlich« war, Millionen Tonnen von Gestein in der

Wüste anzuhäufen, darüber zerbrechen sich Archäologen heute noch die Köpfe. Doch das ist nur ein Teil der Rätsel, die es noch zu lösen gilt: Wo ist die Mumie des Cheops, warum hat seine Pyramide drei Kammern, wie wurden die Steinkolosse so exakt nach Norden ausgerichtet? Wie hievten die alten Ägypter die tonnenschweren Quader hoch, warum wurden die Giseh-Pyramiden so angeordnet wie die drei Sterne des Oriongürtels?

Während ein Teil dieser Rätsel in dem Wunsch nach Mysteriösem zu suchen ist, gibt es für einen anderen Teil eine überraschende Erklärung: Nicht die alten Ägypter haben Geheimnisse, merkwürdige Maßgrößen und Verhältnisse in ihre Pyramiden hineingebaut – das waren die Archäologen selbst.

Diese Meinung hat sich Engineering-Multitalent und Pyramidenkenner Rudolf Gantenbrink gebildet. Ganten-

Die Pyramiden von Giseh: 14 Millionen Tonnen Gestein für die Ewigkeit. Noch heute, nach 4500 Jahren, kennen wir die Namen ihrer Erbauer – die Könige Cheops, Chephren und Mykerinos

brink ist der Joker der Pyramidenforschung. Nachdem er sich mit seinen Robotern in der Ölindustrie ein Vermögen verdient hatte, suchte er nach neuen Aufgaben – und gründete einen neuen Zweig der High-Tech-Archäologie. Seitdem rückt er den Rätseln der Vergangenheit mit Robotern, feinsten Meßmethoden und der Nüchternheit des Technikers zuleibe – und stellte die herkömmliche Archäologie auf den Kopf. Er respektiert die philologischen und theologischen Forschungen der Altertumswissenschaftler, hält aber nichts von ihrem Technikverständnis. Wo sie versagten, kam Gantenbrink weiter – und wurde gestoppt. Von den klassischen Archäologen.



Der amerikanische Space Shuttle: Mit diesem Milliardenprojekt setzen sich die Politiker und die High-Tech-Industrie ein Denkmal

NASA/SHUTTLE

drei Kilometern gehabt und das Sieben- bis Zehnfache der Pyramidenmasse an Baumaterial verschlungen – eine gewaltige Hilfskonstruktion!

Von den Kritikern dieses Modells wird vor allem auf die sich ständig ändernden Winkel der Rampe hingewiesen: der Steigungswinkel und die Winkel der seitlichen Böschungen hätten mit dem Baufortschritt der Pyramide ständig modifiziert werden müssen. Neuerdings verlegen sich die Archäologen auf mehrere kleine Rampen, die von allen Seiten auf die Pyramide zugeführt haben sollen. Das »Winkelproblem« wäre damit jedoch vervielfacht worden.

Gantenbrink selbst setzt auf die »Anschüttung«, einen umlaufenden Sand- und Geröllhaufen, der mit der Pyramide in die Höhe wächst und auf dem zum Transport der Steine Wege angelegt werden konnten – ein »Gerüst« aus Schutt gewissermaßen. Das erforderliche Volumen hätte nur das 1,1- bis 1,4fache der Pyramide betragen und noch den weiteren Vorteil, daß immer etwa dieselbe Zahl von Arbeitern an der Pyramide hätte arbeiten können: »Normalerweise sagt man«, erklärt Gantenbrink, »daß man unten mit 30 000 Arbeitern anfängt und an der Spitze mit 30 Arbeitern aufhört. Das wäre jedoch ein Problem gewesen, weil man zunächst immer weniger Arbeiter gebraucht hätte, am Schluß aber viele, um die Rampe abzutragen.«

Bei der Aufschüttung verhält sich der Volumenzuwachs der Pyramide aber umgekehrt zum Volumenzuwachs des Schuttberges: Am Anfang viel Material für die Pyramide, wenig für den Berg, am Schluß ist es umgekehrt. Gantenbrink: »Ich kann also mit 30 000 Leuten durcharbeiten bis zur Spitze und brauche dann genau ein Jahr, um den Berg wieder abzutragen.« Die Anschüttung erfüllt auch eine weitere wichtige Voraussetzung an ein derartiges Hilfsmittel: Sie ist wesentlich einfacher zu bauen, als die Pyramide selbst.

So kommt Gantenbrink bei der angeblich »zusammengebrochenen« Snofru-Pyramide in Meidum zu einem

überraschenden Ergebnis: »Ich behaupte, daß das ein Bauwerk ist, das nie fertiggestellt wurde und das heute noch in dem Schuttberg steht, den man zu seiner Herstellung errichtet hat.« Mit der faszinierenden Konsequenz, daß wir heute noch auf eine Baustelle der alten Ägypter blicken können. Auch den Knick in der zweiten Snofru-Pyramide glaubt Gantenbrink erklären zu können: Der Knick spart nur 3 Prozent des Pyramidenvolumens, aber 58 Prozent des Anschüttungsvolumens. Auch die »Rote Pyramide« des Snofru paßt dann ins Bild, denn sie benötigt nur noch die Hälfte ihres eigenen Volumens als Anschüttung.

Noch immer wartet die Welt auf neue Ideen in Sachen Pyramiden und insbesondere auf eine Erklärung, was sich hinter der geheimnisvollen »Tür« in der Cheops-Pyramide verbirgt. Dr. Eiddon Edwards vom Britischen Museum: »Es ist nicht anzunehmen, daß eine steinerne Tür einen Eingang blockiert, wenn nichts dahinter ist.« Am Anfang des von der Königinnenkammer abzweigenden Schachtes ist der Kalkstein grob und kaum behauen, im Bereich der »Tür« hingegen ist er sehr glatt und sorgfältig bearbeitet. Gantenbrink: »Das spricht dafür, daß wir zumindest an einem wichtigen Punkt in der Pyramide angelangt sind.«

Nirgends findet sich eine Spur von Mörtel, was für einen beweglichen Durchgang spricht. Freilich nicht für reale Personen – bei der Größe des Schachtes kann es sich höchstens um eine Art »Modellkorridor« für die Seele des Pharaos handeln. Auch Gantenbrink weiß nicht, ob und was sich hinter dem Durchgang befindet, meint aber, daß diese Frage von den Fachleuten geklärt werden sollte.

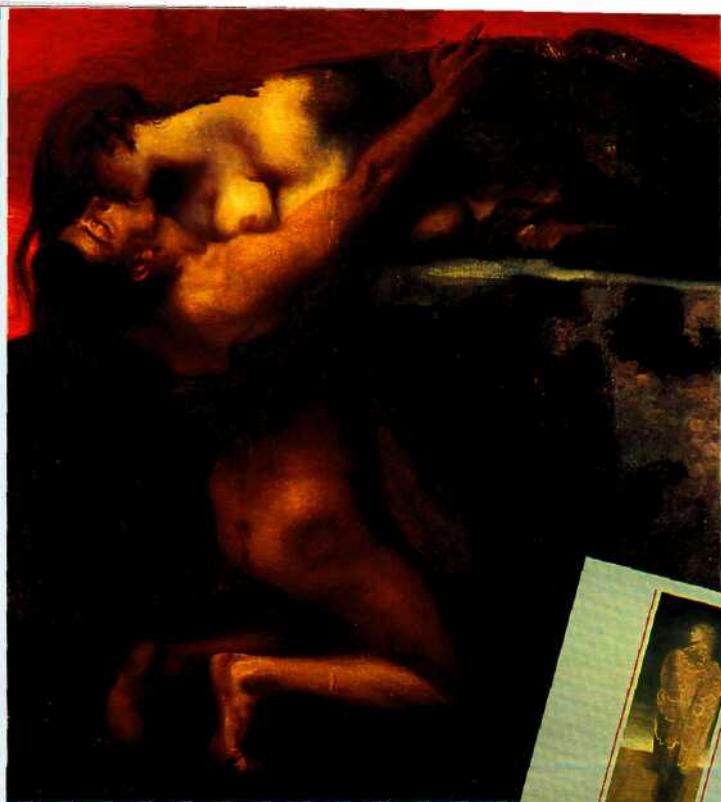
Weitere Forschungen wurden besonders von den deutschen Archäologen bisher abgeblockt. Während für den obersten Inspektor des Pyramidenplateaus von Giseh, Dr. Zahi Hawass, Gantenbrinks Fund »DIE Entdeckung in Ägypten« war, glaubte Rainer Stadelmann, Leiter des Deutschen Archäologischen Instituts in Kairo, nicht an eine Tür: »Dies ist keine Tür; dahinter gibt es nichts.« Einen Beweis für seine Auffassung hat Stadelmann indes nicht.

Kurz vor Redaktionsschluß von P.M. HISTORY kam die brandaktuelle Meldung aus Ägypten: Dr. Hawass kündigte an, die geheimnisvolle »Gantenbrink-Tür« öffnen zu lassen. Geplanter Termin: Mitte März

Beim Überprüfen der Abmessungen einiger Pyramiden stieß er auf zahllose Meßfehler: »Da wurde aus 1,76 Meter 1,67, oder manchmal wurde die Skizze einer Grabkammer mit derjenigen einer ganz anderen Grabkammer vertauscht. Plötzlich passen bestimmte Dinge nicht mehr zusammen, werden »unerklärlich«, und schon ist das nächste »Rätsel« da.« Gantenbrink findet es überhaupt »jammerschade«, daß Archäologen, die sich mit Geschichte, Kultur und Religion befassen, auch die technischen Fragen des Pyramidenbaus klären wollen: »Fast zwangsläufig führt das zu neuen Rätseln.«

So sind beinahe alle Altertumswissenschaftler der Meinung, daß der Pyramidenbau mit Rampen bewältigt wurde. Eine einzige, rechtwinklig auf eine Pyramidenflanke zuführende Rampe hätte bei der Cheops-Pyramide jedoch je nach Steigungswinkel eine Länge von 1,5 bis

M. Knechtges/ARND BRONKHORST



A. Schiller/Motivok

Der Kuß der Sphinx: Das Bild von Franz von Stuck illustriert das große Kapitel »Die Sexualität als Antrieb der Welt«

Barbara Eschenburg

Der Kampf der Geschlechter

Der neue Mythos in der Kunst 1850–1930
DuMont Buchverlag, Köln
DM 98,-

Dieses kaufenswerte »Katalogbuch« begleitete die gleichnamige Ausstellung der Städtischen Galerie im Lenbachhaus/Kunstab, München, vom 8. März bis zum 7. Mai 1995.

Welch ein Titel! Etwas sehr marktschreierisch, aber basierend auf einem bestimmenden literarischen Thema um die Jahrhundertwende. Malerei, Skulptur und Musik erweitern und bearbeiten diesen Stoff. All dies wird auf 336 Seiten mit 91 farbigen und 128 schwarzweißen Abbildungen sehr überzeugend dokumentiert.

Der spezielle Katalogteil ist in vier große Abschnitte unterteilt: der Künstler und seine unheimlichen Musen,

die Sexualität als Antrieb der Welt, die Frau als Sonderspezies und die irdische Hölle. Hinzu kommen sechs weitere Textbeiträge wie »Die Frau in der Oper – besiegt, verraten und verkauft?« oder »Zur Rechtsstellung der Frau im Deutschen Kaiserreich«.

Obwohl das Thema »Der Kampf der Geschlechter« ursprünglich ein literarisches ist, enthält dieser Kunstband interessantes und spannendes Bildmaterial wie etwa »Der Anatom« von Gabriel von Max, »Judith« von Arnold Böcklin und »Tilla Durieux als Circe« von Franz von Stuck.

In diesem Katalog ist die Palette der Künstlernamen groß ausgefallen – von Picasso über Munch, Kokoschka, bis Klimt und Schiele nebst Klee und Kandinsky – und trotzdem entdeckt der Leser auch Künstler wie

Mossa, Rops und Heine, von denen es wenig Veröffentlichtes gibt. Man findet Kunstwerke, die vom Vermarktungsbetrieb »Kunst« noch unberührt sind und liest dazu informative und aufschlußreiche Bildlegenden. Als Beispiel sei nur die Radierung »Vergewaltigt« von Käthe Kollwitz aus dem Jahre 1907 erwähnt.

Der Buchkäufer wird enttäuscht sein, wenn er vom Titel ausgehend, Abbildungen erwartet, die als Single- bzw. Schlafzimmer-Dekorationen à la Beate Uhse zu verwenden sind.

Tip: Im Lenbachhaus, München, für DM 66,- erhältlich. Die Adresse: Städtische Galerie im Lenbachhaus, Luisenstr. 33, Tel.: 089/233-0320 und 089/233-32000 Öffnungszeiten: Täglich (außer Montag) 10 bis 18 Uhr



Laure Murat

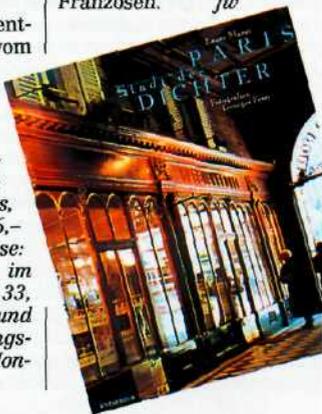
Paris – Stadt der Dichter

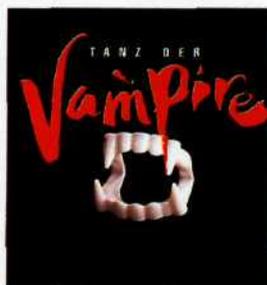
Verlag Kneesebeck,
München, 1997
DM 98,-

Es lebt sich so herrlich, es lebt sich so süß am Seine-Strand in der Stadt Paris«, schrieb einst Heinrich Heine und sprach damit wohl unzähligen Dichtern und Denkern, aber auch nicht so begnadeten Menschen aus der Seele.

Zwanzig berühmte Schriftsteller – unter ihnen Victor Hugo, Honoré de Balzac, Ernest Hemingway, James Joyce und Rainer Maria Rilke – läßt die Autorin Laure Murat in dem wunderschön bebilderten Buch zu Wort kommen.

So entsteht aus der Kombination von Text und Bild eine literarische Reise durch das faszinierende Paris. Auf 197 Seiten entführt das Buch in die Stadt der Liebe, der Lieder und Geschichten, und gibt ihre Geheimnisse preis, ihre Schatten- und Sonnenseiten. Momentaufnahmen eröffnen dem Leser Begegnungen mit der Stadt und ihren Bewohnern. So wird es deutlich, das »savoir vivre«, die Lebensart der Franzosen. *fw*





Das Musical Tanz der Vampire

Regie: Roman Polanski
Musik: Jim Steinman
Buch: Michael Kunze

Etwas Magisches scheint sie zu verbinden – Roman Polanski und die Welt der Vampire. Nach seinem Erfolgsfilm »Tanz der Vampi-

re« (1967) präsentiert der Regisseur nun die Geschichte des blutsaugenden Grafen Krolock als Musical im Wiener Raimund-Theater. Auch wenn die Grundzüge der Geschichte beibehalten werden: »das Musical darf auf keinen Fall eine Kopie des Films werden. Die Bühne hat ihre ganz eigenen Gesetze. Die Optik im Theater muß viel großartiger und auch stülvoller als im Film sein«, meint dazu Regisseur Roman Polanski.

Wer das furiose Bühnenspektakel erleben möchte, der kann Karten zum Beispiel über folgende Adressen bekommen:

In Deutschland: Euro Lloyd Reisebüros.

In Wien: an den Tageskassen Theater an der Wien und Raimund-Theater täglich von 10 bis 13 und 14 bis 18 Uhr, oder schriftlich unter: Vereinigte Bühnen Wien, Linke Wienzeile 6, A-1060 Wien. *fw*

©-H. Bass/Vereinigtes Bühnen Wien



Szene aus Roman Polanskis Wiener Grusel-Musical mit den Hauptdarstellern Steve Barton und Cornelia Zenz

Deutsche Geschichte in Bildern

Herausgegeben von Christoph Stölzl
Verlag Bild-Kunst, Bonn, 1997
Standardausgabe DM 98,-
Luxusband DM 148,-

Es ist ein ungewöhnliches Geschichtswerk, das hier als Sonderausgabe für die Leser der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vorgelegt wurde. Ungewöhnlich deshalb, weil der Leser nicht gelangweilt wird durch belehrende, schulmeisterlich verfaßte Berichte, sondern zum Entecker wird, zum Interpretieren der Geschichte.

Denn die Bände präsentieren authentische Fragmente aus vergangenen Zeiten – Gemälde, Skulpturen, Grafiken, Textilien, Orden und Flugblätter, die aus dem Deutschen Historischen Museum in Berlin stammen.

Optisch eindrucksvoll dargestellt, machen diese Fundstücke die Geschichte zu einer historischen Schatzkammer. In ihr erfährt man, was einst wirklich geschehen ist, wie die Menschen in der Mitte Europas wirklich gelebt haben.

Auf seiner Exkursion durch die Geschichte bleibt der Leser mit den Entdeckungen und Eindrücken nicht allein. Denn Interpretationen und ausführliche Wegbeschreibungen helfen ihm, das, was er hier reich bebildert miterlebt, in den historischen Zusammenhang richtig einzuordnen. *fw*



Das abgebildete Buchdruckwerk zeigt einen Mann, der in der Hand einen Korb mit Äpfeln hält. Er ist von einem Engel umgeben, der ihm einen Korb mit Äpfeln reicht. Die Szene ist in einem gotischen Stil gehalten.

Die Abbildung zeigt eine Frau in einem eleganten, dunklen Kleid, die in einem Zimmer steht. Sie scheint eine wichtige Person zu sein, vielleicht eine Königin oder Adelige.

Die Abbildung zeigt eine Schlacht mit Soldaten auf Pferden und zu Fuß. Die Szene ist in einem barocken Stil gehalten.

Opel
G.P.A.
Opel präsentiert die neue Opel Kadett. Ein modernes, sportliches Auto mit vielen Extras.

Die Abbildung zeigt ein großes, klassisches Gebäude mit Säulen und einem Portikus. Es könnte ein wichtiges historisches Gebäude sein.

Zwei Beispiele aus dem aufwendig gestalteten, doppelbändigen Werk



Anton Neumayr

Musik und Medizin

Jugend und Volk Edition,
Wien, 1995
DM 50,-

Starb Mozart eines natürlichen Todes – oder wurde er gar von seinem Widersacher Salieri vergiftet? Wie kann ein Musiker wie Beethoven musikalisch vollkommene Werke schaffen, wenn er sie gar nicht mehr hören und somit akustisch kontrollieren kann?

Abenteuerliche Spekulationen ranken sich um die Krankheiten von Mozart, Beethoven und Co. In detektivischer Kleinarbeit hat der österreichische Internist und Pianist Anton Neumayr medizinische Gutachten analysiert, Obduktionsprotokolle, Briefe, Biografien und die Aussagen von Zeitzeugen ausgewertet und sie aus der Sicht heutiger medizinischer Erkenntnisse bewertet.

Entstanden sind daraus in diesem ersten Band einer dreibändigen Reihe Biografien über Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert, in denen es es nicht darum geht, was diese Musikgenies groß und bedeutend, sondern was sie schwach und verwundbar machte und ihr unnachahmliches schöpferisches Dasein tragisch beendete.

In diesem Buch werden die Leiden der berühmten Musiker und die Todestheorien, die man über sie verbreitete, immer wieder in Bezug zu ihrem Handeln und Schaffen gestellt. *fw*

Kultur-Tip zu unserem Sonderteil:

Napoleon-Museum am Bodensee



Schloß Arenenberg im Schweizer Kanton Thurgau: Der idyllisch gelegene Landsitz beherbergt Kostbarkeiten aus der Zeit Napoleons



Die Räume des Museums (hier das Zimmer von Eugénie, der Ehefrau von Napoleon III.) spiegeln die Kaiserzeit wider

Es ist nur ein kleines Schloß, auf dem Arenenberg im Schweizer Kanton Thurgau gelegen. Doch dieses Schloßchen hat es im wahrsten Sinne in sich: denn hier wird Geschichte, genauer, die *napoleonische* Zeit, lebendig. In insgesamt 16 Zimmern, die dem Besucher offenstehen, erzählen wertvolle Gebrauchsgegenstände des Alltags, edle Stoffe, Wandteppiche und persönliche Erinnerungsstücke über das Leben der Kaiserfamilie.

Hortense de Beauharnais, einst Königin von Holland und Stieftochter von Kaiser

Napoleon, erwarb 1817 den 1550 erbauten Herrschaftssitz. Daß es die Ex-Königin ausgerechnet in die Schweiz verschlug, war kein Zufall. Nach dem Sturz Napoleons wurde sie von jedem anderen Land abgewiesen. Doch wer weiß, ob es ohne diese Vorgeschichte (und ohne dieses Schloß) ein ähnlich wertvolles Dokument aus napoleonischen Tagen gegeben hätte. *fw*

Napoleon-Museum
Schloß Arenenberg
CH-8268 Salenstein
Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr
Tel.: (0041)71/6641866

Jacques Duquesne

Jesus – Was für ein Mensch

Patmos, Düsseldorf, 1997
340 Seiten
DM 49,80

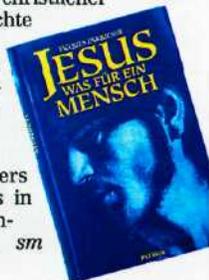
Von Jesus weiß man nur drei Dinge mit Gewißheit: daß er gelebt hat, daß er eine radikal neue Botschaft verkündete und daß diese die Geschichte der Menschheit völlig verändert hat.

Der französische Autor Jacques Duquesne, 1930 geboren, Journalist und ausgewiesener Kenner der Materie, kann zu den dürftigen Fakten um den historischen Jesus natürlich kein neues Material anbieten (das zeigt auch das ausführliche kommentierte Quellenverzeichnis am Ende des Buches).

Packend ist vielmehr die Art der Darstellung: Jesus wird in seiner jüdischen Welt, als Mensch jüdischen Glaubens geschildert. Dadurch wird mancher fromme Irrtum aufgeklärt (eines von mehreren Beispielen: die *Er mordung der Kinder* von Bethlehem auf Befehl des Herodes, die historisch nicht belegt ist).

Das Buch ist somit auch für jene lesbar, die sich vom traditionellen Christentum gelöst haben. Jesus zeigt sich nicht als der große Religionsgründer, sondern als Prediger und Anführer einer jüdischen Sekte – er erscheint als Jude. Eine Tatsache, die in den zweitausend Jahren christlicher Geschichte

mehrmals in Vergessenheit geriet, ganz besonders bei uns in Deutschland. *sm*





Ein Mönch und eine entdecken Familien

Der Reformator Martin Luther sorgte für gute Stimmung in der Familie. Nur eines konnte er nicht: den Haushalt organisieren. Das übernahm Katharina, die ihm drei Söhne und drei Töchter schenkte. Ein Kind starb im Alter von acht Monaten. Gemälde von Gustav A. Spangenberg (1828–1891)



Es war ein Skandal, als der ehemalige Augustinermönch Martin Luther die abtrünnige Nonne Katharina von Bora heiratete. Doch was wäre aus dem Reformator geworden, hätte er seine Kätthe nie kennengelernt?

Von Peter Boccarius

Mir werden sie kein Weib aufhalten«, trotzte Martin Luther 1521 in einem Brief, als er hörte, daß abtrünnige Augustinermönche geheiratet hatten. Den Reformator plagten zu dieser Zeit ganz andere Sorgen. Sein Landesherr hatte ihn nach dem Bann beim Wormser Reichstag in Schutzhaft genommen. In der Abgeschiedenheit der Wartburg begann er nun, das Neue Testament zu übersetzen. Luther, zu jener Zeit Junker Jörg genannt, war fast 40 Jahre alt und nicht mehr gesund. Er konnte sich ein Leben als Ehemann und Familienvater wahrlich nicht vorstellen. Heiraten? Niemals.

Doch der Ex-Mönch hatte die Rechnung ohne die Nonne Katharina von Bora gemacht. Denn die wollte weder im Kloster, noch »solo« bleiben. Sie wollte ihn, den Doktor Martinus. Und sie bekam ihn auch: Vier Jahre später waren sie verheiratet.

Katharina von Bora war das Kind vermittler sächsischer Adelsleute, kam ins Klosterinternat und legte als 16jährige ihr Nonnengelübde ab – im vornehmen Zisterzienser-Frauenkloster Marienthron zu Nimbschen, südöstlich von Leipzig; hierher kamen jene Adels-töchter, für die ihre Familien keine Mitgift zahlen konnten oder wollten.

Auch im Kloster Marienthron rumorte der Geist der Reformation. Hier las man heimlich Luthers Schriften, hörte von seinem Zwist mit der Kurie. Und bald gab es auch in Marienthron Nonnen, die genug hatten vom Klosterleben, die fliehen wollten in die goldene, protestantische Freiheit. Also nahm man heimlich Verbindung mit Wittenberg auf. Der Torgauer Rats-

Nonne
das
glück

und Handelsherr Leonhard Koppe, der für gewöhnlich Lebensmittel ins Kloster brachte, stellte sich als Fluchthelfer zur Verfügung. Ungefährlich war das Vorhaben nicht. In lutherfeindlichen Ländern stand darauf die Todesstrafe. Und eines dieser Gebiete lag zwischen Nimbschen und Wittenberg.

In der Nacht zum Ostersonntag im Jahr 1523 war es soweit: Koppe stand mit seinem Planwagen im Klosterhof bereit. Die Nonnen huschten ängstlich über den Hof und kletterten in den Wagen. Es stank furchtbar darin, denn er hatte leere Heringsstonnen geladen, in denen Koppe die Fische fürs Kloster transportierte. Wenige Tage später erreichten neun Nonnen – darunter Katharina von Bora – wohlbehalten Wittenberg, wo sie sich triumphierend die Kutten vom Leib rissen.



Das Lutherhaus in Wittenberg heute: Der Reformator lebte hier als Junggeselle ohne Komfort. Seine Ehefrau ließ es umbauen und renovieren

Für Luther und seine Freunde bestand dagegen kein Grund zum Jubeln, denn bald gingen Gerüchte um, daß die Reformatoren mit den geflohenen Nonnen wilde Orgien feierten. Die Folge: die Nonnen wurden bei züchtigen Wittenberger Bürgerfamilien untergebracht. Weil die Entflohenen arm waren wie die Kirchenmäuse, machten sich Luther und sein Mitarbeiter Nikolaus von Amsdorff daran, sie wieder



Wittenberg in Sachsen-Anhalt: auf dem Marktplatz die Statuen der beiden Reformatoren Martin Luther und Philipp Melancthon

mit ihren Verwandten zu versöhnen. Manchmal waren sie aber auch Heiratsvermittler. So wandte sich der Geistliche Nikolaus von Amsdorff an einen Freund: »Die älteste ... habe ich dir, mein lieber Bruder, zugerechnet zu einem ehelichen Gemahl ... Willst du aber eine jüngere haben, so sollst du die Wahl unter den schönsten haben.«

In einem offenen Brief an Leonhard Koppe mit der Überschrift »Ursach und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen«, übernahm Luther übrigens die volle Verantwortung für die Flucht der Nonnen. Er veröffentlichte in dem Brief auch die Namen der Ex-Nonnen – wohl um ihren guten Ruf als Schützlinge des Reformators aufzupolieren.

Katharina von Bora, Käthe genannt, ist bei Luthers Freund, dem berühmten Künstler Lukas Cranach d. Ä. untergebracht. Dieser war nicht nur Hofmaler des Kurfürsten, Wittenberger Ratsherr und Bürgermeister, son-

Stube im Lutherhaus in Wittenberg: Es war ursprünglich ein Kloster, das 1522 aufgelöst wurde. Luther und Familie erhielten das Wohnrecht



Katharina verwandelte das verwahrloste Kloster in ein wohnliches Zuhause

dem auch ein erfolgreicher, wohlhabender Unternehmer.

In seinem stattlichen Haus am Marktplatz lebte Käthe sorgenfrei als unbezahlte Haushaltskraft und schon bald als Freundin des Ehepaars Cranach. Aber sie hatte sich unglücklich verliebt. Der Angebetete war ein attraktiver junger Patriziersohn aus Nürnberg namens Hieronymus Paumgartner, ehemals Student in Wittenberg und nun Müßiggänger. Es ist anzunehmen, daß er Katharina ebenfalls gern hatte, daß er ihr sogar die Heirat versprochen hatte. Doch wieder im heimlichen Nürnberg, ließ er nichts mehr von sich hören. Dem Vater war das nur recht. Eine dahergelaufene Nonne war nicht gerade seine Wunsch-Schwiegertochter. Und so blieb Käthe als letzte der Nimbschener Ausreißerinnen ohne Partner – ein Mauerblümchen.

Doch die geistlichen Heiratsvermittler hatten schnell einen neuen Kandidaten zur Hand: den Theologen Caspar Glatz, der gerade als Dozent an der Universität von Wittenberg tätig war. Aber Käthe wollte den »alten Geizhals« nicht. Heiraten würde sie ja gern, vertraute sie Amsdorff in einem Gespräch im Oktober 1524 an, aber warum eigentlich nicht ihn, den Herrn Lizentiaten Nikolaus? Oder den Doktor Martinus Luther?

Amsdorff zeigte kein Interesse und Luther versicherte in einem Brief Ende



C. Beyer/Verneuh

November hoch und heilig: »Es wird nicht geschehen, daß ich heirate.« War ihm etwa Katharina von Bora zu hochmütig?

Die Hochzeit – ein Skandal

Hochmütig im heutigen Sinne war sie nicht, vielmehr ziemlich selbstbewußt. Sie war fast 26 Jahre alt (nach damaligen Vorstellungen bereits eine alte Jungfer), hatte schwarzbraune Haare, interessante, schräggestehende Augen (zumindest nach Cranachs Porträt), eine wohlklingende Stimme – und: sie hatte Köpfchen, war gebildeter als der Durchschnitt der Frauen zu ihrer Zeit. Sie konnte lesen, schreiben und rechnen.

Wie es diese stolze, gebildete Frau schaffte, den wohl berühmtesten Mann ihrer Tage zur Heirat zu überreden – darüber rätseln die Historiker. Jedenfalls heirateten beide am Abend des 13. Juni 1525 in Luthers Wohnung im Augustinerkloster. Nach damaligem Brauch mußten die Trauzeugen – Pastor Justus Jonas, Professor Johann Apel und das Ehepaar Cranach – dabei sein, als sich die beiden Neuvermählten ins Ehebett zurückzogen.

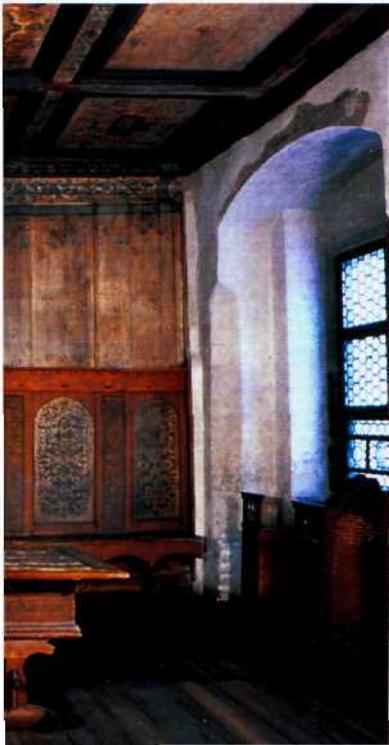
Die Nachricht von der Hochzeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer bis nach Rom. Der Skandal war perfekt: Ein abtrünniger Mönch und die wortbrüchige Nonne offiziell im Lotterbett! Das muß

Luther und seine Frau Katharina von Bora (Käthe) in einer Darstellung von Lucas Cranach d. Ä. Der Künstler war mit den Luthers eng befreundet

– so der gängige Aberglaube – unweigerlich zur Zeugung eines Monsters mit zwei Köpfen führen. Die Gerüchteküche brodelte. Sogar der berühmte Erasmus von Rotterdam, die Nummer eins unter den Humanisten und Ratgeber von Papst und Kaiser, beteiligte sich am Getratsche: Luther, verbreitete er hämisch, habe seine Nonne längst geschwängert und mußte sie deswegen heiraten. Als sich dieses Gerücht als Lüge herausstellte, mußte sich Erasmus öffentlich entschuldigen.

Doch auch in Luthers Freundeskreis wurde Kritik laut, heftigste Bedenken wurden gegen seine Eheschließung erhoben. Philipp Melancthon, den der Reformator gern als seinen Nachfolger gesehen hätte, blieb aus Protest der Hochzeit fern. Melancthon bezeichnete Luthers Ehe-Einwilligung als Fehltritt des Meisters, als unglückliche Tat, die sein Ansehen schädige, und das zu einer Zeit, in der Deutschland Luthers Kraft und Autorität so dringend gebraucht hätte.

Mit der Autorität des Meisters war es in diesem Jahr 1525 nicht weit her. Seine Popularität war auf dem Nullpunkt. Der große Reformator hatte sich zwischen alle Stühle gesetzt. Die Bauern haßten ihn, weil er öffentlich



Praxis, Kulturbetrieb

erklärt hatte, daß man die Aufständischen erwürgen solle wie tollgewordene Hunde. Den Adel hatte er mit Grobheiten verprellt und die Humanisten, die Schöngelister, mochten Luthers deftige Sprache nicht. Nur mit seiner Heirat katapultierte er sich wieder ins Bewußtsein der Öffentlichkeit.

Sex ist gesund und gottgefällig

Luther hatte eine ganze Menge Gründe für seine Eheschließung angegeben. Zum einen wollte er Vorbild sein für jene Mönche und Nonnen, die im Vertrauen auf seine Lehre geheiratet hatten. Zum anderen wollte er seinen Vater nicht enttäuschen, der sich einen Enkel wünschte, damit der Familienname erhalten blieb. Und schließlich, meinte er, habe er sich doch der von aller Welt verlassenen Katharina erbarmen müssen. Doch gab es auch vage Andeutungen darüber, daß er nicht mehr lange leben würde. Vielleicht befürchtete der Geächtete, man würde ihn umbringen. Quälten ihn Todesängste?

Melanchthon dagegen hatte für die plötzliche Heirat eine ganz andere Erklärung: »Ich glaube, daß ihn die Natur zur Heirat zwang.« Die Natur – das heißt in diesem Falle: die Sexualität. Luther (»nicht, daß ich mein Fleisch und Geschlecht nicht spüre«) hatte ein völlig unverkrampftes Verhältnis zur körperlichen Liebe, sofern sie sich im Ehebett abspielte. Immer wieder – vor und nach seiner Heirat – hatte er über das Eheleben geschrieben und gepredigt. Nun war er selbst Ehepartner.

Essen, Trinken und Kinderzeugen – das war doch alles ganz natürlich: »Darum hat Gott dem Leib die Glieder, die Adern, den Samenerguß und alles, was dazugehört, gegeben und eingesetzt.« Gegen den Zölibat war nichts einzuwenden. Aber bitte keine Doppelmoral, keine »unkeusche Keuschheit« der Priester: Normalerweise brauche ein Mann eine Frau und eine Frau einen Mann. Und so stand für den mittlerweile 42jährigen Reformator, der trotz allerlei Krankheit in Saft und



Museum d. Stadt Nürnberg

Hochzeit mit vielen Gästen: Neben Geschenken und Glückwünschen gab es auch Kritik. Gemälde von Konrad Weigand (1842–1897)

Kraft war, die Ehe »über allem Zölibat«. Für ihn war sie ein Gottesgeschenk. Dennoch mußte sich der ewige Junggeselle Martinus an seine Käthe erst gewöhnen, sich damit abfinden, daß beim Aufwachen »ein paar Zöpfe« neben ihm im Bett waren.

Käthe räumt auf

Vierzehn Tage nach der Hochzeit im Augustinerkloster von Wittenberg feierte das frischgebackene Ehepaar ein rauschendes Fest. Luthers Eltern kamen, und selbstverständlich waren alle Freunde, die mitfeiern mochten, eingeladen – sogar Leonhard Koppe, der den Nonnen zur Flucht verholfen hatte und dem Luther seine Käthe verdankte. Diesmal fand ein feierlicher Kirchgang statt, anschließend gab es einen Hochzeitsschmaus und schließlich, am Abend, wurde im Wittenberger Rathaussaal getanzt.

Für die Brautleute gab es reiche Geschenke. Vom Magistrat kam ein großes Faß Bier, von der Universität ein kostbarer Deckelkrug; der Rat hatte fürs Festessen 20 Gulden gestiftet, und selbst der Erzbischof von Mainz,

Luthers Widersacher, sandte ein Geschenk: 20 Goldgulden, die Martinus allerdings sofort zurückschicken ließ. Käthe jedoch fing die Rücksendung heimlich ab. Schließlich hatte das verwahrloste Augustinerkloster das Geld dringend nötig.

Besonders großzügig zeigte sich der Kurfürst. Nicht genug damit, daß er dem Paar 100 Gulden zum Start in die Ehe geschenkt hatte; er hatte dem Doktor das Augustinerkloster mit allen Rechten – zum Beispiel dem Recht des Bierbrauens – überschrieben.

Das Kloster war ein Gebäude mit vielen kleinen Räumen, in denen bis vor zwei Jahren 40 Mönche gehaust hatten. Es war ein unübersichtliches,

Luther diskutiert mit Gelehrten seine Bibelübersetzung (Gemälde von Spangenberg). Seine Schriften prägten die Entwicklung der deutschen Sprache



K. Göhler/Preuss. Kulturbesitz

Was braucht ein erfolgreicher Mann? Mut, Freunde und eine tüchtige Frau

Luther – der Rebell und sein Aufstieg

kaltes und zum Teil baufälliges Gemäuer. Als Luther hier alleine lebte, hatte er auf behagliches Wohnen keinen Wert gelegt; er kokettierte sogar damit, daß sein Bett, ein Strohsack mit Decke, ein ganzes Jahr lang nicht gemacht worden war.

Seine Frau Katharina war da ganz anders. Sie krepelte die Ärmel hoch, und nun zeigte sich, wie tüchtig sie war. Das Haus wurde auf Vordermann gebracht: Käthe sorgte dafür, daß der Bau unterkellert und gegen das Grundwasser abgedichtet wurde. Sie ließ das Kloster umbauen und zum Beispiel das viel zu große, ehemalige Refektorium, den Speisesaal, in mehrere Räume unterteilen; sie kümmerte sich um eine Backstube, ließ im Hof einen Brunnen graben und den ehemaligen Friedhof zum Gemüsegarten umgestalten. Im Laufe der Jahre legte sie sich drei weitere Wittenberger Gärten zu und erwarb schließlich von ihrem Halbbruder Hans von Bora für 610 Gulden das Familiengut Zülsdorf. Hierher kam sie nun jedes Jahr für einige Wochen, um nach dem Rechten zu sehen.

Katharina schaffte auch eine Menge Haus- und Nutztiere an – Pferde, Kühe, Schweine, Ziegen, Gänse, Enten, Tauben, Hühner – und einen Hund namens Töpel. Sie schlachtete selbst, brachte Fisch aus dem eigenen Teich auf den Tisch, Bier aus der eigenen Brauerei sowie Honig aus der eigenen Imkerei.

Katharina managte alles; ihr blieb auch keine andere Wahl, denn der Hausherr Martin Luther verstand davon gar nichts. Er hätte sein letztes

Martin Luther wurde am 10. November 1483 in Eisleben geboren. Seinen Vater Hans Luder (sic), der aus einer Bauernfamilie stammte und sich vom Bergmann zum Kleinunternehmer emporarbeitete, hat der Sohn zeitlebens bewundert. 1501 begann Martin in Erfurt sein Grundstudium, vier Jahre später erwarb er als Nummer zwei unter siebzehn Kandidaten die Magisterwürde. Dann folgte das Studium der Rechte, weil der Vater sich den Sohn als Kanzler eines Fürsten erträumte.

Doch es sollte anders kommen: Am 2. Juli 1505 schlug bei einem Gewitter auf dem Lande der Blitz neben dem 21-jährigen Martin ein, ein Freund soll dabei sogar ums Leben gekommen sein. Der geschockte junge Mann legte ein folgenschweres Versprechen ab: »Hilf du, heilige Anna, ich will ein Mönch werden!«

Fünfzehn Tage später trat er ins Erfurter Kloster der Augustiner-Eremiten ein. Doch der angehende Mönch dachte nicht daran, ein Leben als Aussteiger zu führen: 1507 Priesterweihe und Beginn des Theologiestudiums, 1508 Dozent in Wittenberg, 1510 Reise nach Rom (zu Fuß), 1512 Doktor der Theologie und Universitätsprofessor. Seit 1514 auch Kanzelprediger.

1517, am 31. Oktober (heute: Reformationsstag) oder am 1. November, erneut eine Lebenswende. Da soll Luther in Wittenberg seine 95 Thesen gegen den Ablasshandel des Papstes an die Tür der Schloßkirche geschlagen haben, was manche Historiker allerdings bezweifeln. Doch verfaßt hat Luther die Thesen und verschickte ebenfalls, das steht fest. Sie erschienen bald im Druck, und der aufmüppige Mönch wurde über Nacht weltbekannt. Disputationen in Heidelberg 1518 und Leipzig 1519 festigten Luthers Ruhm. Aber nun ging man von Rom aus gegen den unbehaglichen Kritiker vor. 1518: Verhör durch Kardinal Cajetan, 1520 An-



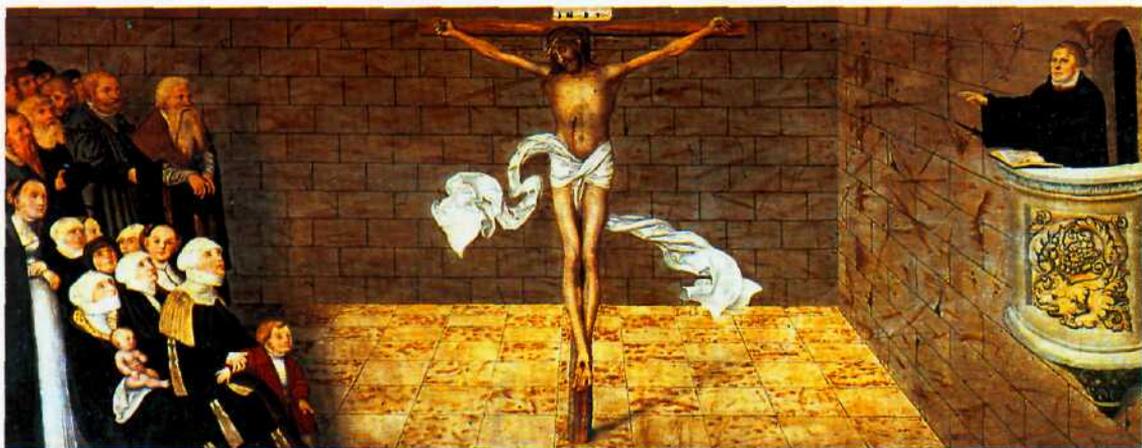
Der Bruch mit der Kirche: Als Papst Leo X. 1520 Luther mit dem Kirchenbann drohte, verbrannte dieser demonstrativ das päpstliche Schreiben

drohung des Kirchenbanns. In drei Jahren veröffentlichte Luther rund 20 reformatorische Schriften. Von seiner Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« wurden in kaum drei Wochen über 4000 Exemplare verkauft.

April 1521: Luther wird auf dem Reichstag in Worms unter den Augen des Kaisers zum Widerruf aufgefordert. Er weigert sich: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen«, soll er damals gesagt haben, was allerdings heute die Historiker ebenfalls anzweifeln. Bei der Rückreise nach Wittenberg verschwindet Luther. Der Landesfürst nimmt seinen Professor in Schutzhaft und läßt ihn auf der Wartburg verstecken, wo er – gebannt und in Reichsacht – als »Junker Jörg« zehn Monate in der Einsamkeit arbeitet, vor allem an der berühmten Übersetzung des Neuen Testaments. In Wittenberg rasen indessen Bilderstürmer und Schwärmer. Luther kehrt zurück und beruhigt die Massen mit seinen berühmten Invo-cavit-Predigten.

Drei Jahre später, im Bauernaufstand der Jahre 1524/25, schwand die Popularität des Reformators. Er stellte sich gegen die »räuberischen und mörderischen Rotten« der Bauern, die ihre Hoffnung in den abtrünnigen Kirchenmann gesetzt hatten. Dafür fand Luther, der die Obrigkeit aufgefordert hatte, den Aufruhr gnadenlos niederzuwerfen, die Unterstützung der deutschen Fürsten.





Luther als Prediger mit Familie und Freunden. Der Maler Lukas Cranach, aus dessen Werkstatt dieses Gemälde stammt, porträtierte sich darin auch selbst (im Hintergrund mit langem Bart). Teil eines Altarbildes in der Kirche St. Marien in Wittenberg

Hemd gegeben, wenn Käthe nicht gewesen wäre.

Luther verdiente nicht schlecht als Professor der Wittenberger Universität: anfangs 200, schließlich 400 Gulden im Jahr – damals eine Menge Geld. Dazu kamen noch Geldgeschenke und Naturalien. Und Luther hätte noch mehr haben können, hätte er Autorenhonorar für seine Bücher und Schriften verlangt. Drucker und Verleger machten glänzende Geschäfte damit. Allein Hans Lufft, so hat man errechnet, hatte rund 100 000 Exemplare der Werke Luthers gedruckt und verkauft. Man bot dem Reformator freiwillig 400 Gulden als Jahrespauschale an. »Nichts da!« donnerte der Gottesmann. Für das, was er schrieb, wollte er kein Geld; er wollte der Welt zeigen, daß er ein Christ ist.

Für Käthe war diese Einstellung bitter. Denn sie brauchte schließlich Geld, um das Haus in Schuß zu halten, um das Essen heranzuschaffen – nicht selten für 25 bis 30 Leute.

Da waren zum einen die zahlreichen Sprößlinge des kinderlieben Hausvaters: Drei Jungen und drei Mädchen brachte Käthe in diesen Jahren zur Welt, wobei ein Mädchen mit acht Monaten, ein anderes mit dreizehn Jahren starb. Außerdem bevölkerten

der Nachwuchs verstorbener Verwandter und drei Diener das Haus. Luther stellte für die 13köpfige Schar Hauslehrer an, die wiederum selbst mit Schulkindern anrückten.

Und dann waren da natürlich noch die Erwachsenen. Neben einigen Verwandten lebte auch Käthes Tante Lene bei ihnen. Auch sie war einst Nonne in Marienthron. Doch auch Studenten, Freunde, Ratschende und Theologen, die von religiösen Zweifeln geplagt wurden, kamen zu den Luthers. Für abtrünnige Pfarrer, Mönche und Nonnen war das Haus des Reformators die erste Anlaufstelle. Hier erhofften sie sich Gehör – und Verköstigung.

Katharina Luther schaffte es immer wieder, all die Zufluchtsuchenden zu versorgen. »Morgenstern von Wittenberg« nannte ihr Mann sie scherzhaft, weil sie bei Tagesanbruch mit der Arbeit anfang.

Für gute Stimmung im Haus war Luther zuständig. Abends sang er mit seiner hellen Tenorstimme oft zur

Laute, und alle sangen mit. Im Garten gab es ein Kegelspiel, an dem sich der Reformator in seinen Mußestunden beteiligte, wenn er es nicht gerade vorzog, Schach zu spielen, im Garten Obstbäume zu veredeln oder seine geliebten Rosen zu pflegen.

So sehr ihm die Manager-Qualitäten seiner Frau gelegen waren, so unangenehm berührte ihn Katharinas Überlegenheit in wirtschaftlichen Fragen. Auch das strenge Regiment, mit dem sie für Ordnung im Hause sorgte, störte ihn. In Briefen, die er ihr von seinen Reisen schickte, stichelte er deshalb gerne einmal mit Anreden wie »Herr Käthe« oder »Doktor Käthe« oder »Domina Käthe« (Domina war zur damaligen Zeit der offizielle Titel einer Vorsteherin im Nonnenkloster). Weiter schrieb er: »Meiner freundlichen, lieben Hausfrau Katharina Lutherin von Bora, Predigerin, Bräuerin, Gärtnerin und was sie mehr sein kann«. Er nannte sie scherzhaft »meine Rippe« oder »Küchenoberst«.

Trotz all der Sticheleien und kleinen Boshafigkeiten liebte Luther seine Frau. Was als Vernunfttheirat begonnen hatte, war inzwischen zur Liebeshe geworden, die während der zwei Jahrzehnte ihres Zusammenlebens auf gegenseitige Achtung und herzliche Gefühle gestützt war. Der Ex-Mönch dankte Gott »für ein solches Weib«, das er nicht »für Frankreich und Venedig zusammen« hergeben würde: »Ich habe meine Käthe lieb, und ich weiß, daß ich sie lieber habe als mich.« Und ist es nicht rührend, daß der Mann, der Europa in seinen Grundfesten erzittern ließ, einen Brief an seine Frau mit den Worten unterzeichnet: »Dein Liebchen Martinus Luther.«

Martin und Katharina: Er sorgte für das Seelenheil, sie für das leibliche Wohl

P.M.

Das historische
Ereignis

NAPOLEON

Feldherr, Kaiser,
Hasardeur:
Der Aufstieg,
die großen
Siege und die
bitteren
Niederlagen

Protokoll des
Untergangs:

Die Völkerschlacht von
Leipzig, die Schlacht
von Waterloo

Ein Korse gegen
den Rest der Welt



Der Aufstieg des Napoleon Bonaparte

Vom Artillerie- Kadetten zum Imperator Europas

Die Französische Revolution fegt 1789 die Monarchie hinweg. Diese Wirren nutzt ein junger, unbekannter Offizier: Er steigt zum General auf, wird Konsul und schließlich Kaiser von Frankreich

Napoleon ist mit 27 Jahren bereits Oberbefehlshaber der französischen Italienarmee. Er besiegt in mehreren Schlachten die in Italien stationierten österreichischen Truppen. Gemälde von Antoine-Jean Gros (1771–1835)



Von Monika Weiner

Der kleine Napoleone wollte kein »Karthager« sein. Der Lehrer in der Grundschule von Ajaccio hatte seine Klasse in »Römer« und »Karthager« aufgeteilt. Napoleone gehörte zu den »Karthagern«, sein Bruder Giuseppe zu den »Römern«. Nun hatte Napoleone gelernt, daß die Römer die Karthager besiegt hatten, und er wollte nicht zu den Verlierern gehören. Also überredete er seinen Bruder zu einem Tausch. Doch dann drückte ihn das schlechte Gewissen: Der Tausch war Giuseppe gegenüber ungerecht, er machte ihn daher am nächsten Tag rückgängig. Typisch Napoleon: Er hatte schon als Kind einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn – und er wollte immer zu den Siegern gehören. Diese Charaktereigenschaften sollten ihn innerhalb weniger Jahrzehnte an die Spitze eines Weltreichs bringen.

Doch alles der Reihe nach.

Napoleon Bonaparte, Feldherr, Stratege und Kaiser der Franzosen, wurde am 15. August 1769 als Napoleone Buonaparte in Ajaccio geboren. Daß er als Franzose das Licht der Welt erblickte, war Zufall. Denn Korsika war erst ein Jahr zuvor französisch geworden. Napoleons Vater war ein mittelloser Adeliger, der als Jurist den Lebensunterhalt für die Familie verdiente. Er verschaffte seinen beiden ältesten Söhnen ein Stipendium des Königs von Frankreich. So verließ Napoleon mit neunzehnjährigen Jahren seine Heimat: Er besuchte zunächst das Gymnasium von Autun, ein Jahr später kam er auf die Kadettenschule von Brienne.

Das Leben in Frankreich war für den kleinen Napoleone eine große Umstellung: Als er ankam, verstand er nicht einmal die Landessprache, denn auf Korsika unterhielten sich die Leute nach wie vor italienisch. Die Schulkameraden hänselten ihn wegen seines Akzents, und auf Unterstützung durch Eltern und Geschwister konnte er auch nicht hoffen. Sein Stipendium reichte nicht einmal für eine Heimreise im Jahr.

Doch der junge »Napoleon« – wie er jetzt genannt wurde – biß sich durch. Er fand neue Freunde, Ziele und Wertvorstellungen. Von seiner Mutter war er streng katholisch erzogen worden; in Brienne erklärte er nun, daß er sich nicht mehr als gläubiger Christ bezeichnen könne. Der Anlaß für seine Abkehr vom Glauben war eine Predigt, in der ein Geistlicher behauptet hatte, Cato und Cäsar müßten in der Hölle schmoren, weil sie keine Christen gewesen seien. Napoleon fand das im höchsten Maße ungerecht: »Wieso sollen die tugendhaftesten Männer des Altertums in den ewigen Flammen brennen, weil sie nicht an einer Religion teilhaben konnten, von der sie nichts wußten?«

Als Zwölfjähriger wollte Napoleon Seemann werden. Er schlief

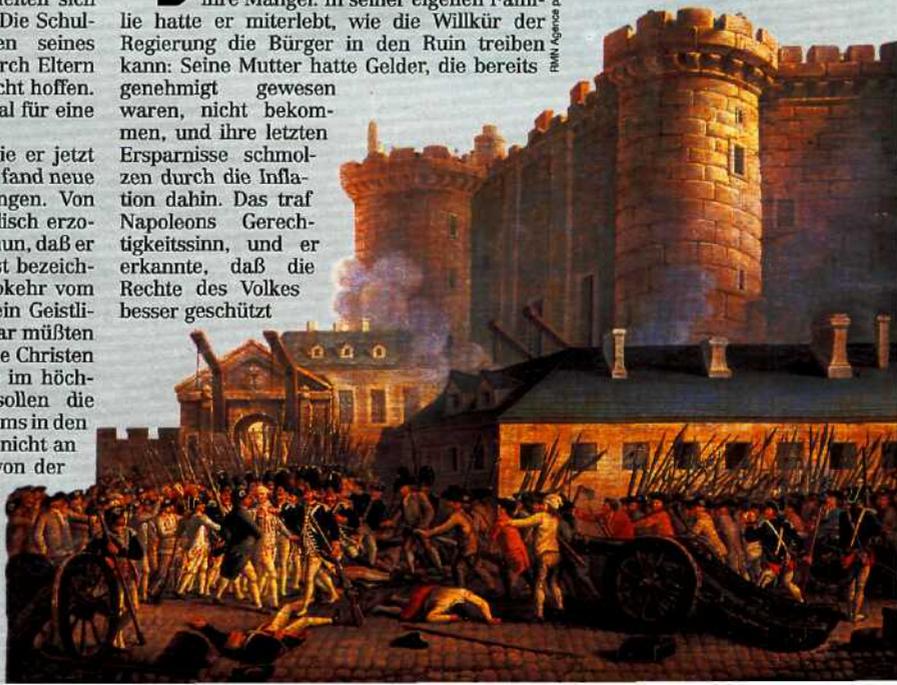


freiwillig in einer Hängematte und las mit Begeisterung die Biografien großer Männer, die fürs Vaterland ihre Pflicht getan und große Heldentaten vollbracht hatten. Er war überglücklich, als er ein Stipendium an der »École militaire« in Paris erhielt. Im Herbst 1784 kam er in der Hauptstadt an. Er war jetzt fünfzehnjährig und stürzte sich mit Feuereifer in die Ausbildung. In Mathematik und Geographie war er ein außergewöhnlich guter Schüler, doch die französische Rechtschreibung und das Tanzen bereiteten ihm sein Leben lang Probleme. Wegen seiner hervorragenden Leistungen bekam er bereits nach einem Jahr – statt wie üblich nach zwei – das Offizierspatent verliehen. Aus der Karriere als Seemann wurde trotzdem nichts: Die Marine brauchte gerade keinen Nachwuchs. Der junge Offizier ging statt dessen zur Artillerie.

Der Sechzehnjährige war stolz darauf, ein Offizier des Königs von Frankreich zu sein. Er war kein Gegner der Monarchie, erkannte aber durchaus ihre Mängel. In seiner eigenen Familie hatte er miterlebt, wie die Willkür der Regierung die Bürger in den Ruin treiben kann: Seine Mutter hatte Gelder, die bereits genehmigt gewesen waren, nicht bekommen, und ihre letzten Ersparnisse schmolzen durch die Inflation dahin. Das traf Napoleons Gerechtigkeitssinn, und er erkannte, daß die Rechte des Volkes besser geschützt

Napoleons Geburtshaus in der korsischen Stadt Ajaccio. Sein Vater war dort als Jurist tätig. Die Familie Buonaparte, aus niederem italienischen Adel, war 200 Jahre vor Napoleons Geburt aus der Gegend von La Spezia nach Korsika eingewandert

Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789. Mit der Eroberung des alten Pariser Stadtgefängnisses durch die Volksmassen beginnt die Französische Revolution. Der junge Bonaparte, zunächst königstreu, wird 1791 auf die republikanische Verfassung vereidigt





AVG
General Bonaparte besiegt 1797 österreichische Truppen in Rivoli bei Turin (links). Der italienische Physiker Alessandro Volta wird 1801 von Napoleon nach Paris eingeladen. Er erklärt dem Feldherrn seine berühmte elektrische Batterie. Der technikbegeisterte Napoleon hofft, diese Erfindung als Waffe einsetzen zu können

Napoleons erste Erfolge: siegreiche Schlachten in Italien und Ägypten

werden mußten. Er kam zur Überzeugung, daß Frankreich eine Verfassung brauchte.

Doch die Ereignisse überschlugen sich: Am 14. Juli 1789 stürmten die Pariser die Bastille – die Französische Revolution begann. Die Privilegien des Adels und des Klerus wurden abgeschafft, alle Menschen waren nun frei und hatten gleiche Rechte. Das war ganz nach Napoleons Geschmack: Am 14. Juli 1791 schwor er den Eid auf die neue Verfassung.

Er meldete sich freiwillig für Einsätze im Mittelmeerraum, denn er wollte auch auf Korsika eine Verfassung einführen. Der Plan scheiterte allerdings am Widerstand konservativer Korsen, und die Familie Buonaparte wurde geächtet. Am 10. Juni 1793 mußte sie die Insel verlassen. Für Napoleon war diese Schlappe schwer zu verkraften – denn er haßte Niederlagen.

Am 14. Juni 1793 kamen die Buonapartes auf dem französischen Festland an. Dort tobte der Bürgerkrieg zwischen den Anhängern der neuen Regierung und den Monarchisten. Im Januar war Ludwig XVI. hingerichtet worden, Österreich, Preußen, England, Holland, Spanien und Portugal hatten sich daraufhin gegen Frankreich verbündet. In Toulon, einer Stadt, die von Royalisten beherrscht wurde, waren englische und spanische Schiffe gelandet.

In diesem Chaos erkämpfte Napoleon seinen ersten Sieg: Seiner Artillerie gelang der entscheidende Schlag bei der Befreiung von Toulon: Anstatt direkt die Stadt anzugreifen, hatte er Fort Mulgrave, eine Festung, die den Hafen schützte, unter Beschuß nehmen las-

sen. Am 17. Dezember erstürmten seine Soldaten das Fort, die feindlichen Schiffe flohen, und zwei Tage später rückte die französische Armee in Toulon ein. Napoleons Vorgesetzter schrieb anschließend an den Kriegsminister: »Ich finde keine Worte, um Buonapartes Verdienste zu beschreiben. Großes technisches Geschick, ein gleich hoher Grad an Intelligenz und ein Übermaß an Tapferkeit – da haben Sie eine blasse Skizze dieses vortrefflichen Offiziers ...«

Kurz darauf wurde Napoleon zum Brigadegeneral befördert. Zwei Jahre später war er schon General. Auch dieser Ernennung war eine Heldentat vorausgegangen: Der Artillerieoffizier hatte in Paris durch geschickte Taktik den Aufstand von 30 000 Royalisten niedergeschlagen. Kein Wunder, daß der 26jährige nur so strotzte vor Selbstbewußtsein.

Er fühlte sich nun berufen, die Feinde Frankreichs zu vernichten. Napoleon wandte sich persönlich an die Regierung – das Direktorium in Paris – und bat um den Oberbefehl über die Italienarmee. Mit ihr wollte er Norditalien, Österreich und Piemont unterwerfen. Der zuständige Direktor Barras lehnte das Gesuch erst einmal ab mit der Begründung,



für einen Italienfeldzug gäbe es ältere und erfahrenere Generäle.

Daß Napoleon den Oberbefehl dennoch bekam, verdankte er seiner Verlobten Josephine, die – wie es der Zufall will – einmal die Geliebte von Barras gewesen war. Die Italienarmee war sozusagen sein Hochzeitsgeschenk an die Ex-Geliebte und ihren ehrgeizigen Mann. Am 2. März 1796 wurde General Buonaparte die Italienarmee übertragen, am 9. März heiratete er Josephine, zwei Tage später machte er sich auf den Weg in Richtung Oberitalien.

Der Italienfeldzug wurde ein voller Erfolg. Obwohl die 40000 französischen Soldaten den Piemontesen und den Österreichern zahlenmäßig unterlegen waren, zog Napoleon mit seiner Armee von einem Sieg zum nächsten: Am 12. April gewann er die Schlacht von Montenotte, zwei Tage später die von Millesimo und noch am selben Tag die von Dego. Anschließend überquerte er im Hagel der gegnerischen Geschütze den Po, schlug die Österreicher bei Lodi und zog wenige Tage später in Mailand ein. Dem Direktorium meldete er stolz: »Die Trikolore fliegt über Mailand, Pavia, Como und allen Städten der Lombardei.«

Im Frühjahr 1797 hatten sich die Österreicher aus Italien zurückgezogen und die Franzosen setzten ihren Siegeszug fort: Sie eroberten die Städte Bologna, Rimini, Ancona und Macerata und damit große Teile des Kirchenstaats. Der Papst wurde im Vertrag von Tolentino gezwungen, auf einen guten Teil seines Besitzes zu verzichten. Außerdem verpflichtete er sich, seine Häfen für alle feindlichen Schiffe zu sperren. Am 19. Februar schickte Napoleon den Vertrag nach Paris, dann zog er mit seiner Armee nach Norden in Richtung Österreich. Der Einmarsch der französischen Truppen kam für die Habsburger so überraschend, daß ihnen nichts übrig blieb, als das Waffenstillstandsangebot anzunehmen: Österreich mußte das Herzogtum Mai-

land abgeben und mit Frankreich Frieden schließen. Der Vertrag wurde am 17. Oktober 1797 in Campo Formio unterschrieben.

Der Italienfeldzug war damit beendet: In 13 Monaten hatte Napoleon 12 Schlachten gewonnen, 43 000 Österreicher waren getötet, verwundet oder gefangengenommen worden. Nebenbei hatte er in Italien zwei neue Republiken gegründet und ihnen nach französischem Vorbild Verfassungen gegeben.

Was war das Erfolgsrezept dieses Napoleon? Zunächst einmal: Der Oberbefehlshaber war ein geschickter Taktiker, der seine Gegner immer wieder überraschte, indem er sie von hinten und von den Seiten angriff. Außerdem verstand er es, seine Männer zu Höchstleistungen anzuspornen: Selbst nach tagelangen Marschen stürzten sie sich mit dem Aufschrei »Vive la République« mutig auf die Gegner.

Der englische Biograf Vincent Cronin (Napoleon – Stratege und Staatsmann, Heyne 1995) vermutet, daß Napoleon die Soldaten vor allem durch seinen Gerechtigkeitsinn motiviert habe: Er selbst sei außergewöhnlich diszipliniert gewesen und habe auch von seinen Männern stets ein korrektes und gerechtes Verhalten verlangt: »Er bestand darauf, daß seine Offiziere für alles, was sie requirierten, eine Quittung ausstellten, und sei es nur eine Schachtel Kerzen oder ein Sack Mehl. Wenn seine Soldaten etwas stahlen, sorgte er dafür, daß der Eigentümer entschädigt wurde.« Der Oberbefehlshaber galt zudem als guter Beobachter: »Napoleon beförderte nur die Tapferen, und je tapferer ein Offizier, desto rascher wurde er befördert.«

Und es gab noch einen Grund für den Erfolg der Franzosen: Die Soldaten glaubten an ihre Mission. Sie fühlten sich berufen, Europa von den Fesseln der Monarchie zu befreien und waren stolz darauf, für die Freiheit zu kämpfen. In einem Flugblatt, das in Oberitalien verteilt wurde, hieß es: »Völker Italiens! Die französische Armee ist gekommen, um Eure

Nach den militärischen Erfolgen in Italien faßt Napoleon den Plan, in Ägypten einzumarschieren. Er will dem Erzfeind England den Landweg in den Orient streitig machen. Nach dem Einmarsch erklären die Türken auf Druck Englands den Franzosen den Krieg. Es kommt zu mehreren Schlachten: unten die Schlacht bei den Pyramiden vom 21. Juli 1798. Hier siegen die Franzosen. Den Troß begleiten zahlreiche Gelehrte, die das Land der Pharaonen und ihre Bauwerke erforschen. Nach einigen militärischen Mißerfolgen kehrt der Feldherr heimlich nach Paris zurück und überläßt die Leitung der Expedition seinem Stellvertreter





Der Stratege Napoleon überläßt nichts dem Zufall. Selbst die Krönungszeremonie wird generalstabsmäßig mit Puppen durchgespielt. Dadurch sollten Formfehler und Peinlichkeiten im Ablauf vermieden werden

Auf dem Gipfel der Macht: Napoleon krönt sich selbst zum Kaiser

Ketten zu zerbrechen. Wir werden Euer Eigentum, Eure Religion, Eure Sitten respektieren. Wir führen Krieg mit edelmütigen Herzen und wenden uns nur gegen die Tyrannen, die uns zu versklaven trachten.« Napoleon selbst legte in dieser Zeit großen Wert darauf, als Franzose gesehen zu werden. Seinem Familiennamen gab er einen französischen Touch, indem er das italienische »u« wegließ. Aus dem Korsen Napoleone Buonaparte war der französische Volksheld Napoleon Bonaparte geworden.

Als er im Dezember 1797 nach Paris zurückkehrte, wurde er gefeiert, wie noch kein General vor ihm. Ein Zeitgenosse schrieb: »Er hat keinen Hochmut, aber er hat die Haltung eines Mannes, der seinen Wert kennt, und der sich auf dem richtigen Platz fühlt.« Kurz darauf wurde Napoleon zum Oberbefehlshaber der »Armee gegen England« ernannt. Ein direkter Angriff auf England schien dem Direktorium allerdings zu riskant. Statt dessen beschloß man, den Feind an einem wirtschaftlich wichtigen Punkt zu schwächen: in Indien – der reichsten Kolonie der Briten.

Am 18. Mai 1798 stach die französische Flotte in See. Napoleon wollte zunächst das von den Mamelucken besetzte Ägypten befreien und dann weiterziehen nach Asien. Das Unternehmen begann vielversprechend: Seine Armee ging in einer Nacht-und-Nebel-Aktion in der Nähe von Alexandria an Land, eroberte am nächsten Tag die Hafencity, kurz darauf fiel Kairo, und die Mamelucken wurden in der Wüste Sinai geschlagen.

General Bonaparte war siegessicher und bester Laune, als er die Nachricht erhielt, daß ihm und seinen Soldaten der Rückweg abgeschnitten worden war: Der englische Admiral Horatio Nelson hatte 13 der 17 französischen Kriegsschiffe, die in der Bucht von Abukir gelegen hatten, versenkt. Die Nachricht muß Napoleon schwer getroffen haben, er ließ sich aber nichts anmerken. Er frühstückte erst einmal mit seinen Stabsoffizieren, bevor er sie über die Lage informierte. Seine Ansprache schloß er mit den aufmunternden Worten: »Seien Sie unbesorgt, wir haben alles, was wir brauchen. Wir können Schießpulver und Kanonenkugeln herstellen.«

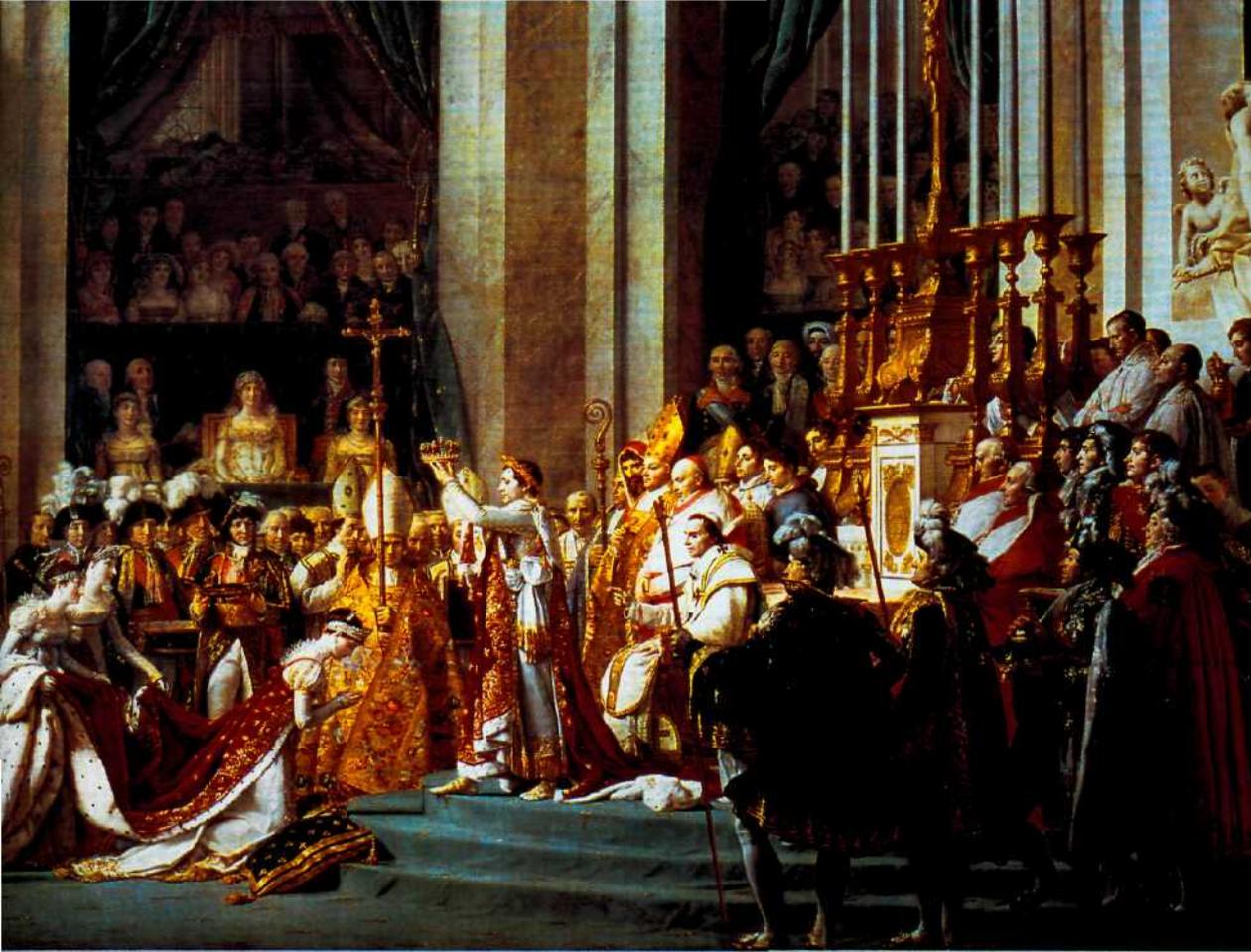
Zunächst ließ Napoleon allerdings keine Geschütze, sondern Straßen, Brunnen und Spitäler bauen. Er wollte aus Ägypten einen modernen Staat nach französischem Muster machen. Kartographen und Archäologen erforschten das Land. Besonderes Aufsehen erregte der »Stein von Rosette« – eine Basaltplatte mit eingemeißelten Schriftzeichen. Mit dessen Hilfe wurden später die Hieroglyphen entziffert. Napoleon kümmerte sich – wie schon in Italien – um alles persönlich: Er beaufsichtigte die Planung des Suez-Kanals und die Einrichtung einer Postkutschenverbindung zwischen Alexandria und Kairo,



er kontrollierte die Ausgaben und sorgte dafür, daß Disziplinosigkeiten bestraft wurden.

Ein Mann, der alles im Griff zu haben glaubt, muß zutiefst gekränkt sein, wenn er erfährt, daß seine Frau ihn hintergeht. Die Nachricht Joséphine habe ein Verhältnis mit einem gewissen Charles, brachte den sonst so beherrschten und disziplinierten Napoleon völlig aus der Fassung: Er schlug auf den Tisch und schrie: »Ich lasse mich scheiden!« Als er sich wieder gefaßt hatte, schrieb er Joséphine einen steinerweichenden Brief, in dem es hieß: »Ich bin der menschlichen Natur müde. Ich muß allein sein. Große Taten lassen mich kalt. Der Ruhm schmeckt fade.«

Doch statt Joséphine zur Reue zu bewegen, wurde das Schreiben zum Lacherfolg an den europäischen Höfen: Die Engländer hatten den Brief abgefangen, und am 24. November 1798 wurde er im »Morning Chronicle« veröffentlicht. General Bonaparte war hart in Nehmen, doch Demütigungen konnte er nicht vertragen. Er suchte sich umgehend eine Geliebte und sorgte dafür, daß er in ihrer Begleitung im Kairo gesehen wurde.



Die militärische Niederlage, die ihn als nächstes erwartete, war noch schwerer zu verkraften: Auf den Druck Englands hin hatte das Osmanische Reich Frankreich den Krieg erklärt. Im Frühjahr 1799 zog Napoleon den feindlichen Truppen entgegen, die sich in Syrien gesammelt hatten. Die Franzosen eroberten Gaza und Jaffa, unterlagen dann aber in der entscheidenden Schlacht bei Akkon. Nach sechswöchiger Belagerung gab General Bonaparte auf. Er kochte vor Wut: »Ich lasse Euch Weiberröcke anziehen, zieht die Hosen aus!« schrie er seine Soldaten an. »Ihr habt Schlitzlöcher zwischen den Beinen und nicht Schwänze.«

Der Marsch zurück nach Ägypten wurde für die Franzosen zum Desaster: Viele Soldaten waren verwundet oder an der Pest erkrankt. Napoleon ließ sie auf Pferde, Kamele und Maultiere binden. Wer gesund war, mußte den weiten Weg durch die Wüste zu Fuß zurücklegen. Bei Abukir traf das erschöpfte Heer dann auf den zweiten Teil der türkischen Armee, der in Alexandria gelandet war.

Obwohl die Soldaten am Ende ihrer Kräfte waren, griff Napoleon am 25. Juli 1799 das feindliche Lager an und siegte: 2000 Türken

starben im Kugelhagel, 5000 wurden rückwärts ins Meer getrieben und ertranken. Nach dem Sieg von Abukir fühlte sich General Bonaparte wieder als Herr der Lage. Den Plan, mit seiner Armee nach Indien vorzustoßen, hatte er allerdings aufgegeben. Sein Blick ging jetzt zurück nach Frankreich.

Von dort erreichten ihn besorgniserregende Nachrichten: England, das Osmanische Reich, Neapel, Österreich und Rußland hatten sich gegen die Republik verbündet. In Italien, in Holland und der Schweiz waren feindliche Truppen einmarschiert. Napoleon beschloß, daß er in Frankreich dringender gebraucht werde als in Ägypten. Er übertrug das Kommando über die Armee seinem Stellvertreter und erteilte sich selbst den Befehl zur Rückkehr, indem er erklärte: »Ich muß jedes Risiko auf mich nehmen, denn mein Platz ist dort, wo mein Einsatz gebraucht wird.« Am 23. August 1799 verließ der Oberbefehlshaber an Bord einer französischen Fregatte Ägypten. Genau genommen war er damit desertiert.

Die Biografen sind sich nicht einig, was Napoleon im Schilde führte. Manche vermu-

2. Dezember 1804: Kaiser Napoleon erhebt seine Gemahlin Josephine in der Pariser Kathedrale Notre-Dame zur Kaiserin. Zuvor hatte er sich selbst zum Kaiser von Frankreich gekrönt. Die Legitimation holte er sich durch eine Abstimmung im Senat und im Volk. In einem Eid versicherte der Kaiser, die in der Revolution erkämpften Privilegien des Volkes nicht anzutasten. Papst Pius VII. war für diese Zeremonie aus Rom angereist, um der Selbstkrönung Napoleons Gewicht zu verleihen. Das Gemälde stammt von Jacques-Louis David (1748–1825), der von Napoleon zum Hofmaler ernannt wurde. Er hielt die Höhepunkte der napoleonischen Ära in Bildern und Skizzen fest



P. K. K. K.

Der Herrscher 1812 in seiner berühmten Pose, mit der Hand in der Weste. Einige Historiker vermuten, daß er so seine immer heftiger werdenden Magenkrämpfe zu lindern versuchte

Napoleons ehrgeiziger Traum: die Großmacht Europa

ten, er wollte Frankreich vor seinen Feinden reiten, andere meinen, er habe beschlossen, in die Politik zu gehen. Sicher ist, General Bonaparte wurde für seine eigenmächtige Rückkehr nicht bestraft, sondern mit großem Jubel empfangen. Sicher ist auch: Er traf sich mehrfach mit einem der Vordenker der Französischen Revolution, mit Emmanuel-Joseph Sieyès. Er war 1799 der Hauptakteur einer Gruppe liberaler Politiker, die einen Staatsstreich planten. Ihr Ziel war es, die Regierung abzusetzen. Dafür brauchten sie die Unterstützung der Armee. Einem Freund vertraute Sieyès an: »Ich denke, ich marschiere mit dem General Bonaparte, denn von allen Soldaten hat er am meisten von einem Zivilisten.«

Sieyès wußte genau, wie er vorgehen wollte: Das Direktorium sollte zum Rücktritt bewegen werden, dann wollte er den »Rat der Alten« sowie den »Rat der 500« davon überzeugen, daß eine Verschwörung im Gange sei und daß nur eine provisorische Regierung die Republik retten könne. Dieser Plan schlug ziemlich fehl: Der Aufmarsch von Napoleons Soldaten führte bei den Räten zu großer Aufregung. Sie piffen den General aus, als er versuchte, eine Rede zu halten, und riefen: »Ächtet den Diktator«. Soldaten mit Bajonetten stürzten daraufhin in den Saal und lösten die Versammlung auf. Aus einem parlamentarischen Staatsstreich war ein Militärputsch geworden.

Noch in derselben Nacht, es war der 10. November 1799, bildeten Bonaparte und Sieyès eine provisorische Regierung und begannen mit der Ausarbeitung einer Verfassung: An der Spitze des Staates sollten drei Konsuln stehen. Der erste Konsul, der mächtigste Mann im Staate, hatte das Recht, die Minister und Richter zu ernennen. Einen Kandidaten für dieses Amt gab es schon: Napoleon Bonaparte. Am 24. Dezember 1799 wurde über den Verfassungsvorschlag abgestimmt: Über drei Millionen Franzosen stimmten dafür, nur 1500 dagegen. Ob jedoch bei dieser Wahl alles mit rechten Dingen zuring, ist unklar. Tatsache ist: Im Februar 1800 ernannte man Napoleon offiziell zum ersten Konsul.

Er ging wie üblich mit großer Sorgfalt und Disziplin an die Arbeit: Seine am häufigsten gestellten Fragen lauteten: »Ist das gerecht?« und »Ist das nützlich?« Er galt als unbestechlich und als extrem sparsam. Napoleon kontrollierte persönlich die Ausgaben für die Waisenhäuser und Theater, er kümmerte sich darum, daß der Staatshaushalt ausgeglichen war, der Export stieg und die Inflation gestoppt wurde. Er betreute die Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuchs, des Code civil, das in den Grundlagen bis heute gültig ist. Er ließ höhere Schulen errichten, Straßen, Häfen und Kanäle bauen. Und er bemühte sich um freundschaftliche Beziehungen zu den Nachbarstaaten: Rußland und Österreich konnte er zu Friedensverhandlungen überreden.

Napoleons größtes Problem war jedoch England. König Georg III. dachte nicht daran, Frieden zu schließen. Für ihn war die neue Regierung Frankreichs eine »gottlose, selbsternannte Aristokratie« und der erste Konsul ein »korsischer Tyrann«. Hinter Georg standen die englischen Monarchisten, aber auch französische Oppositionelle, die die Wiedereinsetzung der Bourbonen-Könige anstrebten.

Bereits am Weihnachtsabend 1800 hatten die Royalisten versucht, Napoleon aus dem Weg zu räumen. Das Attentat war allerdings mißglückt: Ein mit Pulver gefülltes Weinfäß explodierte erst, als die Kutsche des Konsuls schon vorbeigefahren war. 1804 wurde wieder eine Verschwörung aufgedeckt, auch diesmal saßen die Drahtzieher in England.

Napoleon fühlte nicht nur sich bedroht, er glaubte ganz Frankreich in Gefahr. Nach der Verschwörung von 1804 verkündete er: »Ich bin es, der die Französische Revolution verkörpert«, und auch viele seiner Landsleute sahen das so. Bereits 1802 hatten sie ihn zum Konsul auf Lebenszeit ernannt. Nun ging man noch einen Schritt weiter: Napoleon sollte auch noch den Kaisertitel bekommen. 3,5 Millionen Wahlberechtigte stimmten für die Einführung des Erbkaisertums, nur 3000 waren dagegen. Dieses positive Abstimmungsergebnis war Napoleon sehr wichtig: Er wollte kein Kaiser von Gottes Gnaden sein, sondern einer, der dem Willen des Volkes entsprach.

Wie krönt man einen Kaiser von Volkes Gnaden? Der Konsul beschloß, sich die Krone selbst aufzusetzen. Papst Pius, der den französischen Kaiser und seine Frau salben sollte, hatte übrigens gegen diese Selbst-Krönung nichts einzuwenden. Ihn störte nur, daß Napoleon schwören wollte, sich für die Glaubensfreiheit einzusetzen. Man einigte sich schließlich darauf, daß der Papst im Moment des Eides die Kirche verlassen und sich in der Sakristei umziehen würde.

Am 2. Dezember 1804 wurde Napoleon in der Kathedrale von Notre-Dame in Paris zum Kaiser gekrönt. Innenpolitisch saß er von nun an fest im Sattel. Es gab keine weiteren Attentate und keine Verschwörungen mehr. Er konnte sich ganz auf die Gegner Frankreichs konzentrieren: England, Österreich und Rußland hatten sich mittlerweile zu einer »Koalition« gegen die Franzosen verbündet.

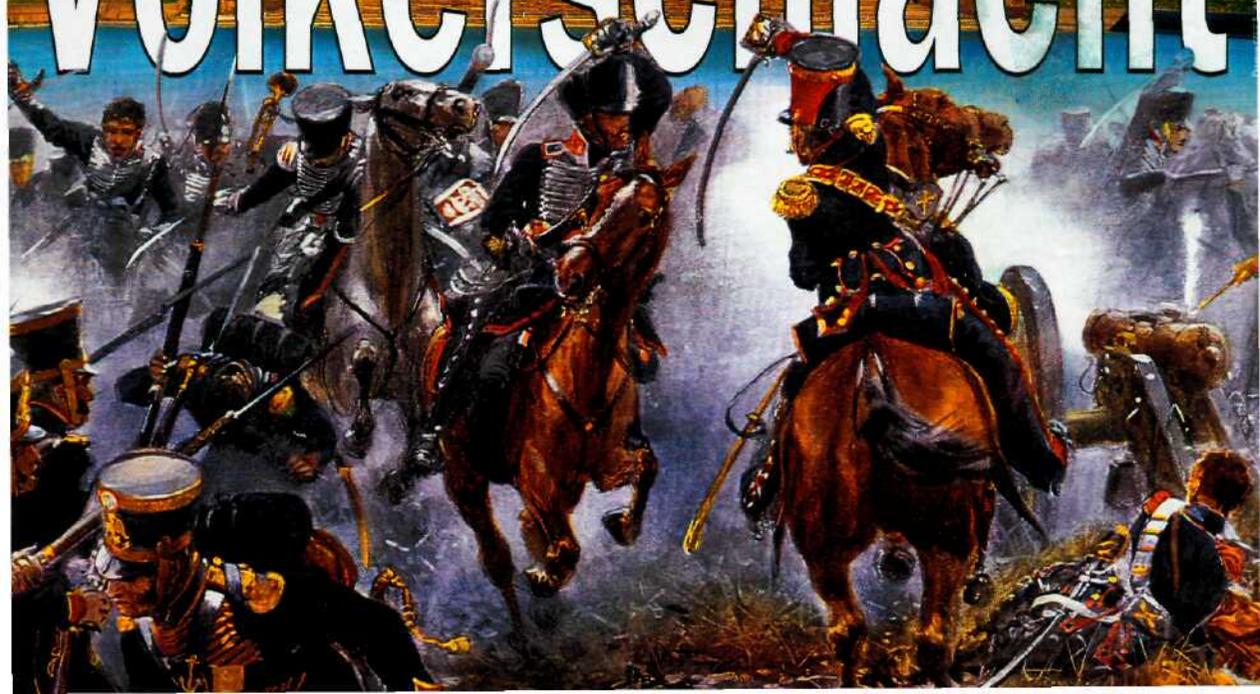
Aus den Koalitionskriegen ging Napoleon als strahlender Sieger hervor. Es gelang ihm, mit Österreich, Preußen und Rußland Frieden zu schließen, Portugal, Spanien, Holland und der deutsche Rheinbund wurden als Vasallenstaaten an die Republik angegliedert. 1808 herrschte der Kaiser der Franzosen über ein Reich, das sich vom Atlantik bis nach Weißrußland und von der Ostsee bis zum Jonischen Meer erstreckte. Mit 39 Jahren war Napoleon Bonaparte der mächtigste Mann der Welt. ★

Europa kämpft um seine Freiheit

Bei Leipzig war gegen Napoleon eine erdrückende Übermacht aufmarschiert. Die Allianz von Österreich, Rußland und Preußen trat mit 493 000 Mann gegen 180 000 Franzosen an

Das Völkerschlacht-Denkmal in Leipzig erinnert an den Sieg über Napoleon. Grundsteinlegung am 18. Oktober 1900, Einweihung am 18. Oktober 1913, zum hundertsten Jahrestag der Schlacht. Das 91 Meter hohe Monument aus 120 000 Kubikmetern Beton und 15 000 Kubikmetern Granit kostete sechs Millionen Goldmark

Die Völkerschlacht



Die Völkerschlacht: Der Eroberer wollte nicht glauben, daß a

Von Monika Weiner

Frühjahr 1813 – Der Rußlandfeldzug ist gescheitert, das Ansehen des französischen Kaisers angekratzt, seine Armee geschlagen: Zehntausende holländischer, belgischer, bayerischer, rheinländischer, italienischer und Schweizer Soldaten sind im Kampf gegen die Truppen des Zaren gefallen, verhungert oder erfroren. Die schlechten Nachrichten aus Rußland haben den Haß vieler Deutscher auf die französische Fremdherrschaft geschürt, ein neues Nationalgefühl ist erwacht. Die Stimmung dieser Tage beschreibt Ernst Moritz Arndt in dem Gedicht »Des Deutschen Vaterland«:

*Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißt Feind,
Wo jeder Deutsche heißt Freund –
Das soll es sein!*

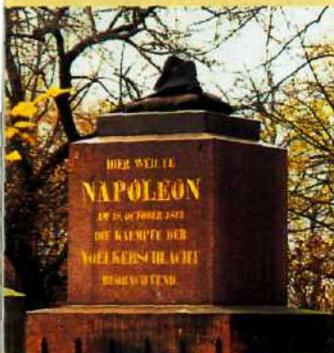
Das ganze Deutschland soll es sein!
Keimzelle des neuen Nationalbewußtseins ist Preußen. Im Februar schlossen Preußen und Russen ein Verteidigungsbündnis, im März erklärten sie Frankreich den Krieg.

Doch der militante Patriotismus der Preußen stößt nicht überall auf Begeisterung: Der franzosenfreundlich gestimmte bayerische König Max Joseph befürchtet eine Revolution und erklärt,



Ein unvollendetes Porträt Napoleons von seinem Hofmaler Jacques-Louis David. Als der Kaiser zur Völkerschlacht antrat, hatte er bereits eine schwere Niederlage hinter sich: den verlorenen Feldzug in Rußland. Sein Nimbus der Unbesiegbarkeit war gebrochen

ANG



Die Stellung der Truppen am 18. Oktober, mittags. Die Alliierten, Preußen, Österreicher, Russen und Schweden rot, napoleonische Truppen blau. Der Standpunkt Napoleons bei der einstigen Tabaksmühle ist heute mit einem Gedenkstein gekennzeichnet



Verbündeten Feinde werden können

er wolle lieber 200 000 Russen im Lande haben als die Preußen. Noch zögern auch Sachsen und Württemberg, aus dem von Napoleon geschaffenen Rheinbund auszutreten und sich mit Preußen zu verbünden.

2. Mai 1813 Die Schlacht bei Lützen

Napoleon muß handeln, wenn er nicht zusehen will, wie sein Imperium zerfällt. Innerhalb weniger Wochen zieht er auf deutschem Boden eine Armee mit 180 000 Soldaten zusammen. Die meisten sind Rekruten, die im Schnellverfahren ausgebildet und ausgerüstet wurden. Im April trifft der französische Kaiser in Erfurt ein und vereidigt seine Soldaten, am 2. Mai besiegt er General Blüchers 73 000 Mann starke Armee aus Preußen und Russen bei Lützen, drei Wochen später schlägt er die Verbündeten noch einmal bei Bautzen.

Trotz, oder vielleicht gerade wegen dieser militärischen Erfolge wird die antinapoleonische Stimmung in Europa immer stärker. Auch der Waffenstillstand, der nun eilig geschlossen wird, ist nur noch eine Atempause. In einer Flugschrift, in der die deutschen Fürsten aufgefordert werden, sich dem

Kampf gegen Napoleon anzuschließen, heißt es: »Tiefer und immer tiefer sinkend, was ist seitdem aus Deutschland geworden! ein Menschen-Magazin für Frankreich! ein gebundenes Tier, das auch dann noch immerfort gemilcht wird, wenn schon Blut statt Milch aus seinen Brüsten fließt. Französische Generale, französische Zöllner und französische Beamte aller Art erpressen und verprassen den Schweiß der Deutschen und verspotten die Unglücklichen. Wessen Gefühl sich hierbei nicht empört, der ist kein Deutscher.«

Die Bayern stehen noch hinter Napoleon. Einige Truppenteile hatten auch am Feldzug des französischen Kaisers teilgenommen. Doch nun diskutiert man in München öffentlich darüber, das Bündnis mit Frankreich aufzugeben: »Keine Rede mehr von Neutralität, nur noch vom Marsch gegen Frankreich«, schreibt der bayerische König an seinen Sohn Ludwig.

Auch die Rheinbundstaaten Württemberg und Sachsen fühlen sich an der Seite Frankreichs verunsichert und liebäugeln mit einem Frontwechsel. Österreich ist noch neutral, allerdings sympathisieren Kaiser Franz II.

Französische Kanoniere laden ein Geschütz: Traditionsvereine feierten bei Leipzig in Originalkostümen den 175. Jahrestag der Schlacht

(der Schwiegervater Napoleons) und Außenminister Klemens Fürst von Metternich mit den Verbündeten: Sie hoffen, ein Sieg der Allianz würde die Vorherrschaft Frankreichs beenden und Platz schaffen für ein einflußreiches und starkes Österreich. Franz will in jedem Fall gewappnet sein: Er stellt eine Armee mit 200 000 Mann auf.

26. Juni Das Friedensangebot

Die Verbündeten hatten beschlossen, Fürst Metternich als Vermittler einzusetzen. Der österreichische Außenminister reist nach Dresden, und am 26. Juni unterbreitet er Napoleon im Kartenzimmer des Palais Marcolini das »Friedensangebot«: Frankreich soll auf Illyrien, Norditalien, Polen und die Rheinbundstaaten verzichten, andernfalls werde Österreich seine Neutralität aufgeben und an der Seite Rußlands und Preußens gegen die Franzosen kämpfen. Das kommt einer Erpressung gleich, und darauf ist Napoleon nicht vorbereitet. »Das sind Ihre maßvollen Forderungen?« schreit er Metternich an. »Das verlangen Sie, während meine siegreiche Armee vor den Toren von Berlin und Breslau steht, während ich persönlich an der



Die Völkerschlacht von Leipzig: Noch heute finden Besuche

Spitze von zweimal hunderttausend Mann stehe? Und da bildet Österreich sich ein, mich zur Annahme solcher Bedingungen führen zu können, ohne auch nur das Schwert zu zücken?« Napoleon fühlt sich in seiner Ehre verletzt, Metternichs Angebot ist eine Beleidigung seines Gerechtigkeits-sinns: Ein kampfloser Rückzug kommt für ihn nicht in Frage. Dann soll es einen europäischen Krieg geben.

12. August Die Kriegserklärung

Am 10. August endet der Waffenstillstand, zwei Tage später erklärt Österreich Frankreich den Krieg. »Endlich wissen wir, woran wir sind«, ist Napoleons trockener Kommentar, als ihm die Kriegserklärung überreicht wird. Das Netz der gegen Frankreich verbündeten Staaten wird immer dichter: England hat sich zur Zahlung von Hilfsgeldern an die Allianz verpflichtet; die Schweden haben ihre Neutralität aufgegeben und Kronprinz Bernadotte mit seiner Armee nach Deutschland geschickt; von Osten rückt die schlesische Armee mit Russen und Preußen unter Blücher heran; die Hauptarmee der Alliierten mit österreichischen, russischen und preußischen Truppen kommt aus Böhmen und wird von Marschall Fürst Schwarzenberg angeführt. Insgesamt haben die Alliierten 493 000 Mann zusammengezogen.

Einem Großangriff der Verbündeten kommt Napoleon zuvor, indem er am 15. August Blücher an der Katzbach angreift und schlägt, zwei Wochen später besiegt er das österreichische Heer Marschall Schwarzenbergs bei Dresden. Trotz dieser Niederlagen geben sich die Alliierten nicht geschlagen, sondern beginnen, die französische Armee einzukreisen. Napoleon beschließt, Dresden zu verlassen.

14. Oktober Der Treueschwur auf den Kaiser

Am 14. Oktober erreicht der französische Kaiser mit seinem Heer Leipzig. Noch am selben Tag nimmt er den neuen Rekruten den Treueschwur ab. Einer der Offiziere berichtete später, Napoleon habe sie mit durchdringendem Blick gemustert und dann gefragt: »Soldaten, da drüben steht der Feind. Wollt ihr schwören, lieber zu sterben, als eine Beleidigung Frankreichs hinzunehmen?« Dann habe der Oberbefehlshaber die Arme ausgebreitet,

während die Soldaten riefen: »Wir schwören es!«

Die Leipziger Bürger beobachteten das Geschehen mit wachsender Skepsis: Napoleon hat knapp zweihunderttausend Soldaten zusammengezogen und seinen Befehlsstand südöstlich der Stadt auf dem Galgenberg aufgeschlagen. Von Norden rückt Blücher mit fast hunderttausend Mann heran, von Süden kommt Schwarzenberg mit mehr als zweihunderttausend Bewaffneten, und Bernadotte mit seiner Armee ist schon im Anmarsch. Ein Augenzeuge berichtet: »Die Anzahl der Truppen nahm von Tag zu Tag zu. Die Soldaten lebten von den Dörfern, wo sie biwakierten oder vorbeizogen, und das Schicksal, das diese traf, war über alle Beschreibung schrecklich. Die Einwohner wurden anfänglich bedrückt, dann mißhandelt und endlich zur Flucht genötigt. Zuerst holte man Lebensmittel und das Futter aus den Dörfern, dann trieb man das Vieh fort und trug alles Holz in die Biwaks, hob die Türen aus und riß die Balken heraus...«

Am selben Tag, an dem Napoleon Leipzig erreicht, unterschreibt in München der bayerische König Max Joseph die Kriegserklärung an Frankreich.

terer (Frankreich) verbündeten Souveräne versäumten es nicht, der bayerischen Regierung ... die förmliche Garantie der Integrität des Königreichs Bayern unter der Bedingung zuzusichern, daß der König seine Streitkräfte mit den ihrigen vereinigen würde, nicht um gegen Frankreich Krieg zu führen, sondern um die Unabhängigkeit der deutschen Nation zu sichern.«

Für Napoleon ist der Abfall Bayerns ein schwerer Schlag: Er muß nun fürchten, daß auch die übrigen Rheinbundstaaten zum Gegner überlaufen werden – was dann auch schneller geschieht, als er es zu diesem Zeitpunkt ahnen kann. Außerdem besteht die Gefahr, daß bayerische Truppen, die sich mittlerweile am Inn mit den Österreichern zu einer gemeinsamen Armee formiert hatten, in Richtung Rhein ziehen und ihm den Rückweg abschneiden. Kuriosum: Eine bayerische Division unter General Maillot kämpft in Leipzig noch immer auf der Seite der Franzosen. Der General erfährt am 20. Oktober von dem Bündniswechsel seiner Regierung, wartet dann aber nochmal zwei Tage, bis er von seinem König den ausdrücklichen Befehl bekommt, mit seinen 1200 Mann nach Bayern zurückzukehren. Die Fran-



E. Dehlinger (2)

Blick vom »Monarchen-hügel« in Richtung Leipzig. Von hier aus beobachteten damals die drei verbündeten Herrscher die Schlacht. Im Hintergrund das Völkerschlacht-Denkmal

Die Österreicher haben ihn gedrängt, aus dem Rheinbund auszutreten und sich mit den Alliierten zu verbünden. Als Gegenleistung darf Max Joseph sein Königreich behalten.

Im »Bayerischen Kriegsmanifest« rechtfertigt der König seinen plötzlichen Frontwechsel: »Die gegen letz-



AKG

ahlreiche Monumente, die an das Blutbad erinnern

zosen lassen den Bayern als »Mann der Ehre« ziehen, wie ein Augenzeuge berichtet.

Max Joseph ist sich übrigens bis zuletzt nicht sicher, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. In einem Brief an seinen Sohn Ludwig schreibt er: »Bei all dem werden wir nur unsere Unabhängigkeit von Frankreich gewinnen, um unter das Joch der Österreicher zurückzukehren, denn ohne deren Erlaubnis können wir keinen Schnaufer tun.«

16. Oktober Die Schlacht beginnt

Um neun Uhr greifen die Verbündeten an: Von Norden und Westen kommt Blücher – der Befehlshaber der sächsischen Armee war berüchtigt für seine Schnelligkeit, Unbeirrbarkeit und seinen unermüdlichen Vorwärtsdrang;

von Süden rückt Marschall Fürst Schwarzenberg näher. Er gilt als guter Stratege und hat als ehemaliger Botschafter Österreichs in Paris besonderes politisches Geschick bewiesen. Die Schlacht beginnt mit schwerem Artilleriefeuer: Die Verbündeten haben Hunderte von Geschützen aufgeföhren und schlagen nun an allen Fronten Schneisen in die französische Abwehr. »Endlich haben sie was gelernt«, kommentiert Napoleon nüchtern – eine starke Artillerie war immer sein Erfolgsrezept gewesen. Nun stehen also Kanonen gegen Kanonen. Innerhalb weniger Stunden sterben Tausende von Franzosen, Österreichern und Preußen.

Durch geschicktes Manövrieren gelingt es Napoleon, den ersten Tag der Völkerschlacht für sich zu entscheiden: Trotz schwerer Verluste schmettert seine Artillerie im Laufe des Vormit-

tags sechs Angriffe ab. General Fürst Poniatowski wird noch auf dem Schlachtfeld zum Marschall Frankreichs ernannt. Dem Befehlshaber der polnischen Lanzenreiter war ein Bein weggeschossen worden, doch als sein Bursche ihn bedauerte, erklärte er nur: »Von nun an hast du einen Stiefel weniger zu putzen.«

Der eigentliche Durchbruch gelingt Marschall Jacques Alexandre Macdonald: Er fällt dem Feind bei Holzhausen in den Rücken, erbeutet die dort stationierte Artillerie und nimmt Tausende von Soldaten gefangen. Um drei Uhr nachmittags ziehen sich die Truppen der Verbündeten zurück, und Napoleon läßt in der Stadt die Siegesglocken läuten.

Die Leipziger beobachten den Triumph der Franzosen mit blankem Entsetzen. Der Musikschriftsteller Friedrich Rochlitz, ein Freund Goethes berichtet: »Was nicht Franzos ist oder scheinen wollte, stürzte von der Straße weg, Türen zuwerfend ... Indes waren Frauen und Kinder mit Fernröhren auf dem obersten Boden des Hauses verweilt, als wollten sie die Überzeugung erzwingen, man irre sich. Und eben jetzt dröhnt das Vive l'Empereur auch zu ihnen hinauf, die Glocken fangen den Siegeston an. Da fliegen sie die Treppe hinab zu mir, laut weinend, ruft meine Henriette: Laßt uns sterben!«

Noch stehen die sächsischen Soldaten auf der Seite der Franzosen, doch viele hätten lieber mit den Verbündeten gekämpft. Am Abend nach der Schlacht wird im Lager der Sachsen

Die Familie Schwarzenberg ließ 1838 dem Oberbefehlshaber der alliierten Truppen ein Denkmal errichten – an der Stelle, an der er Kaiser Franz I., Zar Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. die Siegesbotschaft überbrachte. Rund zwanzig Monumente künden in Leipzig und Umgebung von dem Gemetzel



Augenblick des Triumphs: Der österreichische General Fürst Carl von Schwarzenberg meldet den drei Monarchen: Napoleon zieht sich zurück. Der Franzose hat seinen Standort an der Quandtschen Tabaksmühle (Pfeil) aufgegeben und bereitet seine Flucht vor. Das Gemälde von Peter von Hess (1792–1871) hängt im Münchner Maximilianeum

Die Völkerschlacht: Nach der Niederlage

Napoleons Weg aus dem umzingelten Leipzig. Seine Flucht beginnt am Marktplatz, wo er Quartier bezogen hatte. Alle Ausgänge sind vom Feind versperrt. Er muß mehrmals umkehren (Bild unten bei der Thomaskirche), bis es ihm und seinen Getreuen gelingt, über die letzte intakte Brücke zu entkommen. Kurz darauf wird auch sie gesprengt (roter Punkt).

P. Müller/BRD

ein Aufruf Blüchers herumgereicht, in dem es heißt: »Wir bringen Euch die Morgenröte eines neuen Tages. Die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns seit sechs Jahren furchtbar drückte.«

Angeblieh macht Napoleon in dieser Nacht den Verbündeten ein geheimes Friedensangebot: Fain, der Sekretär des Kaisers berichtet später, Bonaparte habe sich viele Stunden mit dem gefangenen General Meerveldt beraten. Meerveldt habe sein Offiziersehrenwort geben müssen, nie mehr gegen einen Franzosen zu kämpfen und sei anschließend freigelassen worden, um dem österreichischen Kaiser Franz einen Friedensplan zu überbringen.

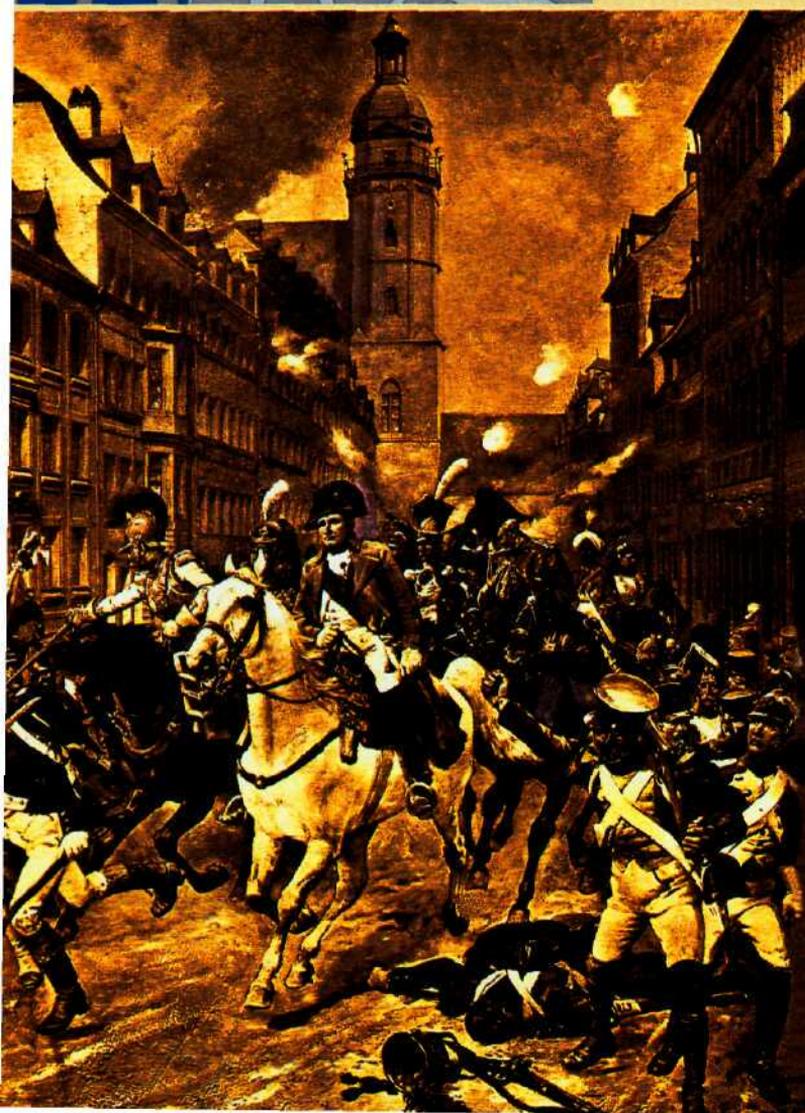
17. Oktober

Hoffnung auf ein Friedensangebot

Napoleon läßt schon in aller Frühe die Trommeln schlagen, gibt dann aber keinen Befehl zum Angriff. Auf dem Schlachtfeld bleibt es den ganzen Tag ruhig, der französische Kaiser sitzt im Kommandostand und arbeitet an einem Schlachtplan für den nächsten Tag. Derweil zieht sich der Ring um die französischen Truppen immer enger zusammen: Von Süden kommt der russische General Bennigsen mit seinem Heer, von Norden nähert sich Bernadotte mit Zehntausenden schwedischer und preußischer Soldaten.

Warum läßt Napoleon den ganzen Sonntag verstreichen, ohne zumindest Schwarzenbergs Hauptarmee noch einmal anzugreifen? Möglich ist, daß die Soldaten einfach zu erschöpft waren. Der Augenzeuge Rochlitz berichtet: »Man hat seit gestern abend unaufhörlich mit Verbinden und Unterbringen der Verwundeten sich abgearbeitet, und noch immer liegen nicht wenige am Markte und in den angrenzenden Straßen unversorgt auf den Steinen, so daß man an manchen Stellen ganz wörtlich genommen durch Blut schreitet.«

Ein freier Tag ist also sicher im Sinne der Soldaten. Für Napoleon ist die Kampfpause untypisch – er gilt als Befürworter schneller militärischer Entscheidungen. Warum zögert er in Leipzig? Der Buchautor Hermann Schreiber vermutet, der französische Kaiser habe auf eine Reaktion der Verbündeten gewartet. Er sei überzeugt gewesen, daß sein Friedensangebot angenommen werde. Doch die Alliierten hätten ihm nicht geglaubt: »Keiner der drei verbündeten Monarchen trau-



Kemper/Deutscher/BRD

ge wurde der Kaiser abgesetzt und verbannt

te dem Korsen; alle waren offenbar überzeugt, daß er durch Verhandlungen den Kopf aus der Schlinge ziehen und dann doch machen werde, was ihm eine neue Lage erlaube.«

18. Oktober Die Entscheidung fällt

Im Morgengrauen verlegt Napoleon sein Stabsquartier an einen sicheren Ort bei der Quantschen Tabaksmühle nahe der Stadt. Um neun Uhr morgens melden die Reiter, der Feind sei von allen Seiten im Anmarsch. Um zehn Uhr donnern rings um Leipzig die Kanonen, das Schlachtfeld ist bald übersät von Verwundeten und Toten.

Den Franzosen gelingt es zwar, die Angriffe der Alliierten abzuschmettern, sie verbrauchen allerdings fast ihre gesamte Munition: 95000 Kanonenschüsse. Außerdem verlieren sie an diesem Tag einen Verbündeten: Ohne Vorankündigung laufen die Soldaten der sächsischen Infanterie, Kavallerie und Artillerie zum Feind über. Marschall Macdonald berichtet: »Da trat ein Ereignis ein, das mich fast erstarren ließ, ich sah die Sachsen, als sie die vom Feinde verlassene Stellung erreicht hatten, plötzlich gegen das ihnen folgende zweite Treffen Front machen und feuern. Kalten Blutes in himmelschreiender Weise, schossen sie die Aehnungslosen nieder, mit denen sie bisher in treuer Waffenbrüderschaft gefochten.«

Napoleon muß an diesem Abend eine traurige Bilanz ziehen: Er hat eine Schlacht gewonnen, aber einen Krieg verloren. Sein Munitionsvorrat ist auf 16000 Schuß geschrumpft – damit kann er nur noch den Rückzug sichern; er muß Leipzig aufgeben. Nach dem Abfall der Bayern und Sachsen ist der Zerfall des Rheinbunds nicht mehr aufzuhalten. Die französische Hegemonie in Europa geht zu Ende.

19. Oktober Der Rückzug der Besatzer

Die ganze Nacht ziehen französische Soldaten über die einzige noch verbliebene Elster-Brücke nach Westen. Alle anderen Brücken hatte Napoleon Tage zuvor sprengen lassen. Er steigt am Morgen um neun Uhr aufs Pferd und verläßt Leipzig. Er ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Nichts erinnert mehr an den Mann, der vor wenigen Tagen die Rekruten mit flammenden Reden in die Schlacht gepeitscht hatte.

Der Rückzug soll diszipliniert verlaufen, eine Nachhut soll die Stadt noch so lange gegen die Verbündeten verteidigen, bis alle Soldaten den Fluß, der Hochwasser führt, überschritten haben. Für den Fall einer feindlichen Attacke soll Oberst Montfort die Brücke sprengen, um eine Verfolgung durch die Feinde zu verhindern.

Doch dieser Plan endet mit einer Katastrophe: Oberst Montfort verläßt aus ungeklärten Gründen seinen Posten, und der ihm untergebene Korporal gibt den Befehl zur Sprengung, als er in der Ferne einen Schußwechsel hört. Sekunden später zerfetzt die Sprengladung die Brücke und schneidet einem Teil des französischen Heeres, das mit Geschützen und Wagen noch am anderen Ufer steht, den Weg ab.

Die Soldaten glauben, gegnerische Truppen hätten die Brücke gesprengt, sie geraten in Panik und stürzen sich in den reißenden Fluß, um schwimmend das rettende Westufer zu erreichen. In den Fluten der Elster ertrinken an diesem Tag mehrere tausend französische Soldaten – die letzten Toten der Völkerschlacht.

20. Oktober Die grausige Bilanz

Die Armeen ziehen ab, nur die Toten und Verwundeten bleiben zurück, fast hunderttausend Gefallene und Kranke in und um Leipzig – darunter 22605 Russen, 16033 Preußen, 14958 Österreicher, 178 Schweden und 37000 Franzosen.

»Das Innere der Stadt fängt an, sich soweit zu ordnen, als es bei solcher Enge und Menge möglich sein mag«, berichtet der Zeitzeuge Friedrich Rochlitz. »Das Äußere, die Vorstädte und die Alleen selbst nur von Leichnamen der Menschen und Tiere zu reinigen – daran ist noch kaum zu denken; und möchte es nur erst möglich werden, allen, die verstümmelt und hilflos unter Leichen

Napoleon nach seiner Niederlage: Er ist nach Frankreich zurückgekehrt, und die Alliierten dringen nach Paris vor. Der Kaiser wird abgesetzt und auf die Insel Elba verbannt. Seine Gemahlin Marie-Louise und sein Sohn ziehen um nach Wien. Gemälde von Paul Delaroche (1797–1856)

liegen und kriechen, Obdach und Hilfe zu schaffen!«

Den Kaiser von Frankreich berührt all das nicht mehr. Er ist mit seinem Heer bereits in Richtung Paris unterwegs, Deutschland ist für ihn verloren. Am 30. Oktober trifft er bei Hanau auf die Soldaten der bayerisch-österreichischen Armee, die versuchen, ihm den Rückweg abzuschneiden. Die Franzosen schlagen ihre Gegner, die noch vor wenigen Monaten ihre Verbündeten waren, in die Flucht. Am 2. November überschreiten Napoleons Truppen den Rhein, für Deutschland ist die Besatzungszeit zu Ende.

Noch weiß Napoleon nicht, daß er schon bald die nächste große Niederlage einstecken muß. Am 31. März 1814 marschieren die Alliierten in Paris ein, unter deren Schutz eine provisorische Regierung gebildet wird. Der Senat in Paris setzt den geschlagenen Feldherrn ab und enthebt ihn seiner Ämter. Am 6. April 1814 entsagt der entmachtete Kaiser der Krone. Die Sieger weisen ihm die Mittelmeerinsel Elba als souveränes Fürstentum und als Exilsitz an. ★





Napoleon Bonaparte

Sein Aufstieg, seine Triumphe

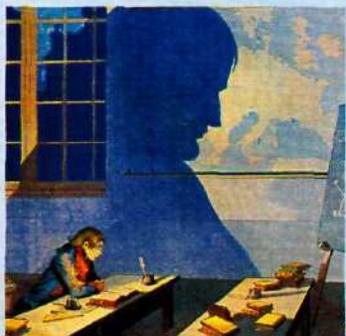
Platinbüste (16 cm hoch) von Charles-Louis Corbet

1769

Am 15. August in Ajaccio auf Korsika geboren.

1779

Eintritt in die Militärschule von Brienne.



Der junge Korse lernte in Brienne das Kriegshandwerk und ging 1784 auf die École militaire in Paris

1789

Sturm der Volksmassen auf die Pariser Bastille. Ausbruch der Revolution.

1791

Napoleon schwört auf die neue Verfassung.

1792

Zweiter Oberstleutnant beim Korsischen Freiwilligen-Bataillon.

1793

Napoleon bewährt sich als Artillerie-Offizier in der Schlacht von Toulon (17. Dezember) gegen die Engländer. Aufstieg zum Brigadegeneral.

1794

März: Artilleriekommandeur in Italien.

1795

Divisionsgeneral und kommandierender General der Heimatarmee.

1796

Am 2. März: Oberbefehlshaber der Italienarmee. 9. März: Er heiratet Josephine de Beauharnais. 11. März: Aufbruch ins Feldlager, danach erfolgreicher Kriegszug in Italien.



Napoleons erste Gemahlin, Josephine. Sie war die lebenslustige Witwe des Generals Beauharnais

1797

Siegreicher Feldzug nach Österreich. Vertrag von Campo Formio. Triumphale Rückkehr nach Paris. Zum Oberbefehlshaber der Armee gegen England ernannt.

1798

Mai: Aufbruch zur Ägypten-Expedition.

1799

Mai: Niederlage bei Akkon. Juli: Sieg über die Türken bei Abukir. August: Rück-

kehr nach Frankreich, General Jean-Baptiste Kléber übernimmt den Oberbefehl des Heeres in Ägypten.

November: Staatsstreich. Napoleon bildet eine provi-



Staatsstreich: Die Abgeordneten des Rats der 500 werden von Grenadiern aus dem Sitzungssaal getrieben

sonische Regierung mit Emmanuel-Joseph Sieyès und Pierre-Roger Ducos. Ausarbeitung einer Verfassung, über die das Volk am 24. Dezember abstimmt. Napoleon wird Konsul für zehn Jahre. Die anderen beiden Konsuln sind Charles François Lebrun und Jean-Jacques Cambacérès.

1800

Mai: Napoleon überschreitet mit seinen Truppen den Großen Sankt Bernhard. 14. Juli: Schlacht bei Marengo. Die Österreicher treten Italien bis zum Mincio an die Franzosen ab.

1801

Frieden von Lunéville mit Österreich.

1802

Napoleon wird Konsul auf Lebenszeit.

1803

Reichsdeputationshauptschluss und Säkularisation. Napoleon enteignet die Fürstbischöfe und Orden in Deutschland. Ihr Besitz wird den Landesherrn übertragen. Mai: Verkauf der französischen Kolonie Louisiana an die Vereinigten Staaten.

1804

über 3,5 Millionen Franzosen wählen Napoleon zum Kaiser. Am 2. Dezember



sein Ende

Krönung in der Kathedrale von Notre-Dame.

1805

Österreich und Rußland verbünden sich mit England. Oktober: In der Schlacht von Trafalgar wird Napoleons Flotte vernichtet. Tod von Admiral Nelson. Dezember: Napoleon siegt in der Schlacht von Austerlitz. Friede von Preßburg

1806

1. Januar: Bayern und Württemberg werden von Napoleon zu Königreichen erhoben. Mit 14 weiteren Fürstentümern in Süd- und Mitteleuropa treten sie aus dem Deutschen Reich aus und schließen sich im Rheinbund zusammen. Sie erklären Napoleon zu ihrem Protektor. Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Napoleon ruft zur Kontinentalsperre gegen englische Waren auf.

1807

Schlacht von Eylau und Schlacht bei Friedland.

1806, Einzug in Berlin. Als Trophäe holt Napoleon die Quadriga vom Brandenburger Tor

1808

Februar: Einmarsch französischer Truppen in Rom. November: Napoleon rückt mit 200 000 Mann in Spanien ein und besetzt Madrid.

1809

Einzug Napoleons in Wien. Schlacht bei Wagram. Annullierung der Ehe mit Josephine, die kinderlos blieb.

1810

Napoleon heiratet die Erzherzogin Marie-Louise von Österreich.

1811

Geburt des lange erhofften Thronfolgers.

1812

Feldzug gegen Rußland, das

die Kontinentalsperre nicht mitträgt. 700 000 Mann, darunter 180 000 Deutsche, ziehen mit Napoleon nach Moskau. Die Russen haben ihre Hauptstadt geräumt und niedergebrannt. Es gibt keine Quartiere und kaum Nachschub. Beim Rückzug erfrieren und verhungern Tausende von Soldaten.



Hochzeit mit Marie-Louise im Jahr 1810. Sie schenkte dem Kaiser den langersehten Thronfolger

1813

Preußisch-russisches Militärbündnis, dem sich auch Österreich und Bayern anschließen. England und Schweden unterstützen die Koalition. 16. bis 19. Oktober: Völkerschlacht von Leipzig. Napoleon unterliegt. Die Rheinbundstaaten

wechseln die Fronten. Napoleon verläßt Deutschland.

1814

Alliierte Truppen marschieren nach Paris. Der Senat setzt Napoleon ab. Dieser erhält auf der Insel Elba ein Fürstentum. Den Thron besteigt Ludwig XVIII., der mit den Alliierten Frieden schließt.

1815

Napoleon kehrt im Frühjahr auf das Festland zurück. Frankreich jubelt dem heimgekehrten Imperator zu. Letzter Sieg in der Schlacht von Ligny, dann endgültige Niederlage bei Waterloo gegen England und Preußen. Napoleon unterzeichnet seine Abdankung. Er wird auf die Insel St. Helena im Atlantik deportiert und unter englische Bewachung gestellt.

1821

Tod am 5. Mai. Ärztliche Diagnose: Magenkrebs.



Napoleon auf dem Totenbett: Die Nachricht seines Ablebens löste in ganz Europa Erleichterung aus



Auf dem Höhepunkt der Macht: Napoleon besiegt am 2. Dezember 1805 in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz die Armeen von Rußland und Österreich

Die letzte Schlacht

Der Untergang in Waterloo

In ganz Europa herrschte Erleichterung: Man hatte Napoleon nach der Völkerschlacht abgesetzt und auf die Mittelmeerinsel Elba verbannt. In Wien tagte der Kongreß, bei dem über die Machtverteilung in Europa neu verhandelt wurde. Doch dann kam der Schock: Der verhaßte Franzose kehrte nach Paris zurück, setzte sich an die Spitze der Armee und zog wieder in die Schlacht



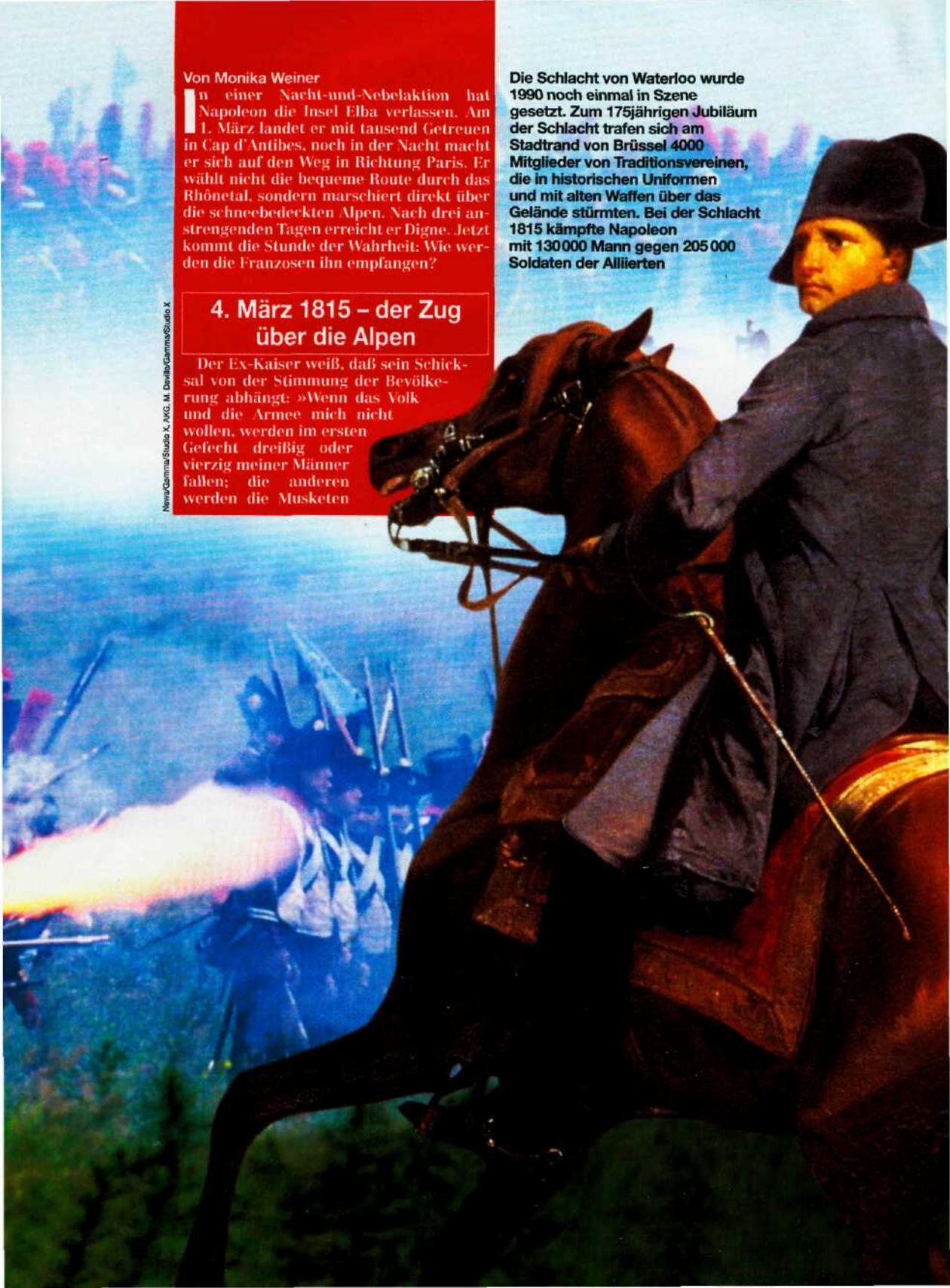
Von Monika Weiner

In einer Nacht-und-Nebelaktion hat Napoleon die Insel Elba verlassen. Am 1. März landet er mit tausend Getreuen in Cap d'Antibes, noch in der Nacht macht er sich auf den Weg in Richtung Paris. Er wählt nicht die bequeme Route durch das Rhönetal, sondern marschiert direkt über die schneebedeckten Alpen. Nach drei anstrengenden Tagen erreicht er Digne. Jetzt kommt die Stunde der Wahrheit: Wie werden die Franzosen ihn empfangen?

4. März 1815 – der Zug über die Alpen

Der Ex-Kaiser weiß, daß sein Schicksal von der Stimmung der Bevölkerung abhängt: »Wenn das Volk und die Armee mich nicht wollen, werden im ersten Gefecht dreißig oder vierzig meiner Männer fallen; die anderen werden die Musketen

Die Schlacht von Waterloo wurde 1990 noch einmal in Szene gesetzt. Zum 175jährigen Jubiläum der Schlacht trafen sich am Stadtrand von Brüssel 4000 Mitglieder von Traditionsvereinen, die in historischen Uniformen und mit alten Waffen über das Gelände stürmten. Bei der Schlacht 1815 kämpfte Napoleon mit 130000 Mann gegen 205000 Soldaten der Alliierten





Napoleons Exil-Residenz in Portoferraio auf Elba

Napoleons Rückkehr von Elba: In Europas Hauptstädten beginnt das große Zittern



wegwerfen, ich werde erledigt sein und Frankreich wird Ruhe haben. Wenn das Volk und die Armee mich wollen, wird sich das erste Bataillon, dem ich begegne, in meine Arme werfen. Alles übrige ergibt sich dann von selbst.«

Die Bürger von Digne bereiten Napoleon einen triumphalen Empfang. Der Feldherr ist gerührt, doch er ist noch ein wenig unruhig: Alles hängt jetzt davon ab, ob die Armee ihn unterstützen wird. Noch hat er die Truppen Ludwigs XVIII. nicht zu Gesicht bekommen.

Der Bourbonenkönig erfährt erst am 5. März, daß Bonaparte Elba verlassen hat und in Frankreich gelandet ist. Er beauftragt sofort seinen Kriegsminister, alles zu tun, um ihn zu stoppen. In der Öffentlichkeit spielt er das Ereignis herunter: Es sei eine Wahnsinnstat, mit der ein paar Landgendarmen fertig würden. Napoleons einstige Mit-

streiter können ihre Freude kaum verbergen: »Kaum wagte ich zu atmen«, berichtet Graf Lavalette, der ehemalige Postminister des Kaisers. »Wie ein Trunkener wankte ich daher und sagte zu mir selbst: Ist es möglich?« Der Gardeoffizier Jean-Roch Coignet notiert: »Ich war verwirrt vor Freude und sah bereits meinen Kaiser in Paris einziehen.«

8. März – die Armee läuft über

Die Soldaten des Königs blockieren den Weg nach Grenoble. Zwei Regimenter sind aufmarschiert, um Napoleons Vormarsch zu stoppen. Werden sie auf ihren Kaiser schießen? Bonaparte reitet an der Spitze seiner Gefolgsleute auf die königlichen Regimenter zu. Ein Hauptmann schreit:

»Da ist er! Feuer!« Doch niemand bewegt sich, sekundenlang herrscht Totenstille. Dann ruft ein Soldat: »Lang lebe der Kaiser!« Ein Jubelschrei geht durch die Menge, man fällt einander um den Hals, viele kramen die dreifarbenen Bänder des napoleonischen Heeres aus den Tornistern und stecken sie sich an die Mützen. Innerhalb eines Tages verdoppelt sich Bonapartes Streitmacht. In Grenoble und Lyon werden seine Männer mit großem Jubel empfangen, immer mehr Soldaten schließen sich seiner Armee an.

20. März – der Einmarsch in Paris

Um neun Uhr Abends erreicht Napoleon Paris. Ludwig XVIII. ist zwei Tage zuvor nach Belgien geflohen. Bonaparte läßt die Gebetbücher des Königs

Nur zehn Monate hatte Napoleon die Verbannung auf Elba ertragen. Am 1. März 1815 landete er bei Cannes. Mit tausend Getreuen marschierte er weiter nach Paris



österreichische Außenminister läßt das Fest sofort unterbrechen und zieht sich mit dem englischen Befehlshaber Wellington, dem russischen Zaren Alexander und dem französischen Außenminister Talleyrand zu einer Beratung zurück. Talleyrand, ein eingefleischter Gegner Napoleons, schlägt eine gemeinsame Erklärung vor, in der es heißt, Napoleon sei ein »Störer des Friedens in der Welt« und seine Rückkehr ein »verbrecherischer Anschlag auf die gesellschaftliche Ordnung.«

Auch die Engländer verfolgen den Machtwechsel in Paris mit größter Skepsis. Die Londoner »Times« schreibt: »Bonaparte versucht uns glauben zu machen, daß es bloß die häusliche Politik Frankreichs angehe und eine gleichgültige Sache sei, ob A oder B auf dem Thron Frankreichs sitze und seine Sache leite. Sollten wir das glauben, dann müßten wir bis zur höchsten Schwachheit herabgesunken sein.«

Noch Ende März verbünden sich England, Rußland, Österreich und Preußen gegen Frankreich. Die Vertragspartner verpflichten sich, je 150 000 Soldaten gegen Bonaparte zu mobilisieren.

Ein Krieg ist nicht im Sinne Napoleons. Er weiß, daß er sich die Sympathie des Volks nur durch Frieden, Reformen und wirtschaftlichen Aufschwung sichern kann. Er schickt seinen Vertrauten Montrond zu Metternich, doch der Sonderbeauftragte kommt unverrichteter Dinge zurück. Ein Brief an den österreichischen

Der Wiener Kongreß

Nach der Völkerschlacht dankte der besiegte Napoleon ab und verzichtete damit auf das Kaiserreich. Wenige Monate später, im Herbst 1814, versammelten sich die europäischen Monarchen und Staatsmänner in Wien, um über die künftige Ordnung in Europa zu beraten. Die grundsätzlichen Ziele: Alle Umsturzbewegungen sollten unterdrückt, die Völker zu Gehorsam unter der Führung ihrer Landesväter gebracht und so die alte Ordnung aus der Zeit vor den Napoleonischen Kriegen wiederhergestellt werden.

Wortführer beim Kongreß waren der französische Außenminister Charles Maurice de Talleyrand und sein österreichischer Amtskollege Klemens Wenzel Fürst Metternich. Dieser machte sich für die angestrebte Ordnung stark – eine Machtbalance in Europa, die eine Vormachtstellung eines Staates rechtzeitig verhindern soll. Dabei sicherte er Österreichs Dominanz im Deutschen Bund und in Italien. Talleyrand erreichte, daß Frankreich trotz seiner Niederlage in den Befreiungskriegen eine fast gleichberechtigte Stellung auf dem Kongreß einnahm und eine bedeutende Macht in Europa blieb.

Das Ergebnis der Verhandlungen: Gebietsgewinne für Rußland, Österreich und Preußen. England behält die eroberten Gebiete in Übersee und Frankreich die Besitztümer aus der vorevolutionären Zeit.

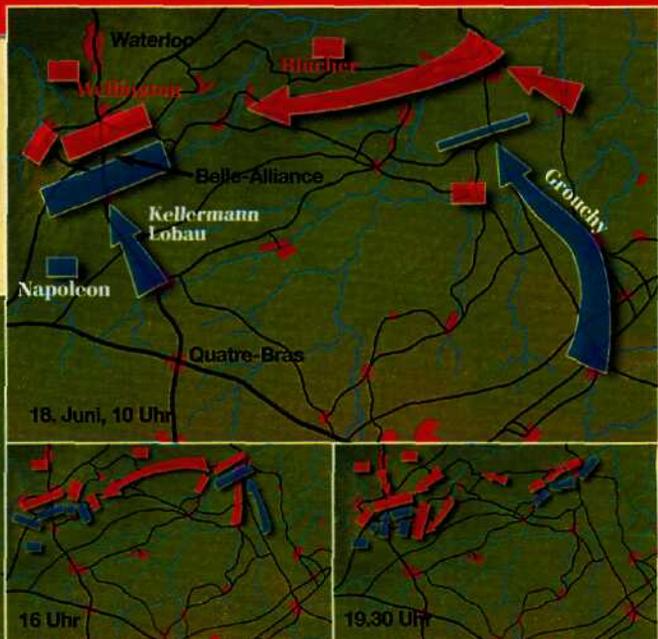
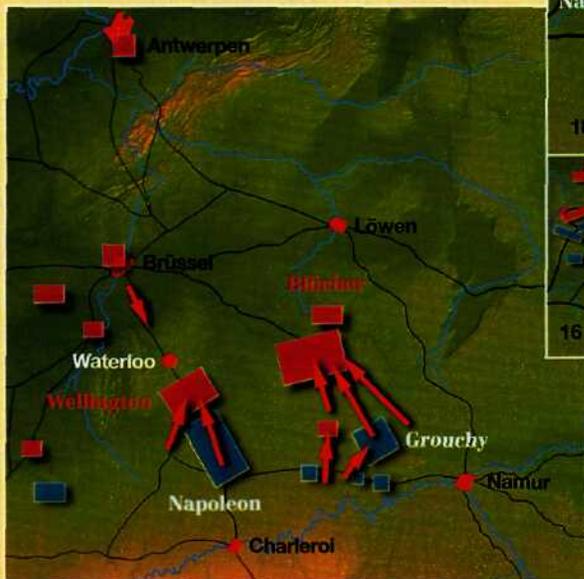
aus dem Arbeitszimmer entfernen und breitet seine Karten und Berichte aus. Noch in derselben Nacht beginnt er mit der Planung des neuen, kaiserlichen Frankreichs: Er leiht bei den Banken Amsterdams Geld für die Sanierung des Staatshaushalts und beauftragt den Liberalen Benjamin Constant, eine Verfassung auszuarbeiten – die »Acte additionnel« wird bereits einen Monat später in einer Volksabstimmung mit 1305 206 gegen 4206 Stimmen angenommen.

Während der Kaiser in Paris Pläne für die Zukunft schmiedet, verbündet sich Europa gegen ihn. In Wien verstummen die Geiger, als die Nachricht von der Rückkehr Napoleons eintrifft – die Mächtigen der Welt, die im Wiener Kongreß seit Monaten über die Neuordnung Europas beraten, amüsieren sich gerade bei einem Ball, zu dem Fürst Metternich geladen hat. Der



Die Unterhändler beim Wiener Kongreß: v. l.: Talleyrand (Frankreich), Montgelas (Bayern), Hardenberg (Preußen), Metternich und von Gentz (Österreich)

General Wellington hofft auf Rettung: »Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!«



Links: das Schlachtfeld im großen Überblick und die Kommandostände der Feldherren in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni. Die napoleonischen Truppen sind blau, die Truppen der Verbündeten rot dargestellt. Die drei Pläne oben zeigen die Entwicklung der Schlacht und die Umschließung der französischen Hauptstreitmacht durch die Engländer. General Blücher rückt mit den preußischen Soldaten im Eiltempo heran. Die Entscheidung fällt, als Napoleons Garde, die Eliteinheit seiner Streitkräfte, am Abend die Flucht ergreift und in Richtung Frankreich abzieht

Kaiser Franz bleibt unbeantwortet: Bonaparte bittet darin, seiner Frau Marie Louise und dem gemeinsamen Sohn Napoleon, die in Wien leben, die Ausreise nach Frankreich zu erlauben. Und ein Schreiben an den englischen König kommt ungeöffnet zurück.

12. Juni – Kriegszug nach Belgien

Schon seit Wochen treffen in Belgien die Truppen der Verbündeten ein: 93 000 Engländer, Braunschweiger, Hannoveraner, Holländer und Belgier sammeln sich unter Sir Arthur Wellesley Duke of Wellington; 113 000 Preußen werden von General Gebhard Leberecht von Blücher angeführt; alles wartet nun noch auf die Österreicher und die Russen.

Dem geplanten Großangriff will Napoleon zuvorkommen: Am 12. Juni verläßt er in seiner blau-goldenen Kutsche Paris. In Avesnes an der belgi-

schen Grenze übernimmt er den Oberbefehl über 125 000 französische Soldaten. Am 15. Juni zieht er in Richtung Brüssel, im Morgengrauen überrumpelt er die preußische Armee, nimmt Charleroi und überquert die Sambre.

Einer der strategisch wichtigsten Punkte zwischen Charleroi und Brüssel ist Quatre-Bras. Hier kreuzen sich vier Straßen – wörtlich übersetzt heißt Quatre-Bras »vier Arme«. An diesem Knotenpunkt stellt Wellington seine Armee auf, Blüchers Soldaten ziehen nach Ligny, einem Ort zwölf Kilometer südöstlich von Quatre-Bras. Napoleon will verhindern, daß sich die Armeen Blüchers und Wellingtons vereinigen: Er schickt General Ney nach Quatre-Bras. Dort soll er den Engländer in den Morgenstunden angreifen, die Straßen blockieren und anschließend nach Brüssel marschieren; der Kaiser selbst will derweil das preußische Heer in Ligny schlagen.

Doch dann kommt alles ganz anders: Ney befürchtet, daß sich in den Wäl-

dern englische Soldaten verschanzt haben und greift erst am Nachmittag an. Wellington gewinnt dadurch Zeit, Verstärkung heranzuholen, und kann den Ansturm der Franzosen aufhalten.

16. Juni – die letzten Siege

Auch Napoleon kommt langsamer ans Ziel, als er gehofft hat: Er trifft erst am Nachmittag auf Blüchers Soldaten, die erbitterten Widerstand leisten. In einem gnadenlosen Kampf sterben auf dem Schlachtfeld von Ligny innerhalb weniger Stunden Tausende von Soldaten. Weder Preußen noch Franzosen wollen Gefangene machen, wer im Nahkampf unterliegt, wird getötet. Ein französischer General soll gesagt haben, er wolle jeden erschießen, der ihm einen Gefangenen brächte.

Bei Einbruch der Dunkelheit greift Napoleon noch einmal mit seiner Elite-truppe, der Garde, an. Kurz darauf

Die Schlacht von Waterloo

müssen sich die Preußen geschlagen geben. Blücher hofft übrigens bis zur letzten Minute, daß Wellington ihm noch zu Hilfe kommen wird – der englische Befehlshaber hat ihm sein Wort gegeben, um 16.00 Uhr in Ligny einzutreffen. Doch Wellington kommt nicht. Er hat mit Neys Franzosen alle Hände voll zu tun. Außerdem ist er an diesem Tag etwas angeschlagen: Der General ist in der Nacht zuvor auf einem Ball der Herzogin von Richmond gewesen und dann, ohne eine Minute zu schlafen, aufs Pferd gestiegen.

17. Juni – der Aufmarsch

Auf den Schlachtfeldern liegen noch die Toten, und schon ziehen die Armeen weiter. Das Marschieren ist für die Soldaten, die vom Vortag noch erschöpft sind, eine Tortur: Es regnet in Strömen, der Boden ist aufgeweicht, die schweren Kanonen müssen durch knietiefen Schlamm gezerrt werden. Die Preußen ziehen sich zurück – allerdings nehmen sie nicht, wie Napoleon vermutet, die alte Römerstraße nach Osten, sondern sie gehen nach Norden.

In Wavre hofft Blücher, Wellington und seine Soldaten zu treffen. Der englische Befehlshaber verlagert seine Truppen derweil einige Kilometer

nordwärts. Mit 68.000 Soldaten und 156 Geschützen bezieht er Stellung auf einem Hügel nahe dem Ort Waterloo. Napoleon verfolgt ihn, ohne jedoch anzugreifen. Der erschöpfte Kaiser macht schließlich Quartier in La-Belle-Alliance, einem Gehöft nicht weit entfernt von Wellingtons Lager.

Die Franzosen sind in der Überzahl – sie haben 72.000 Soldaten und 246 Geschütze – allerdings ist Wellington in der strategisch günstigeren Position. (Nach den beiden Stützpunkten wird die Schlacht vom 18. Juni unter zwei verschiedenen Namen in die Geschichte eingehen: Wellington nennt sie die Schlacht von Waterloo, Blücher bezeichnet sie als die Schlacht von Belle-Alliance).

18. Juni – die Entscheidung

»Alles spricht zu unseren Gunsten, zu neunzig Prozent«, erklärt Napoleon seinen Generälen beim Frühstück. Es hat aufgehört zu regnen, der Boden trocknet, die Artilleristen können die Kanonen in Stellung bringen. Um 11.25 gibt Bonaparte den Feuerbefehl: Anderthalb Stunden beschießt seine Artillerie die englischen Stellungen, dann greift die Infanterie an.

Mit dieser Strategie hat Napoleon schon viele Schlachten gewonnen,

Arthur Wellesley Wellington

(1769–1852)

Nicht gerade genial, dafür aber äußerst willensstark und pflichtbewußt soll er gewesen sein, der britische Feldherr und spätere Premierminister. Geboren in Dublin, besuchte er die Eliteschule Eton und die Militärakademie in Angers (Frankreich). Zunächst war er Fähnrich im englischen Heer, wurde später Oberstleutnant, ging nach Indien und kehrte 1805 als General nach England zurück.

Als britischer Oberbefehlshaber in Portugal und Spanien kämpfte er in den Jahren zwischen 1808 und 1814 erfolgreich gegen die Truppen Napoleons. Ein Jahr später wurde er Hauptbevollmächtigter beim Wiener Kongreß. Nach Napoleons Rückkehr von Elba übernahm Wellington in den Niederlanden das Kommando über eine Armee aus britischen, niederländischen und deutschen Truppen.

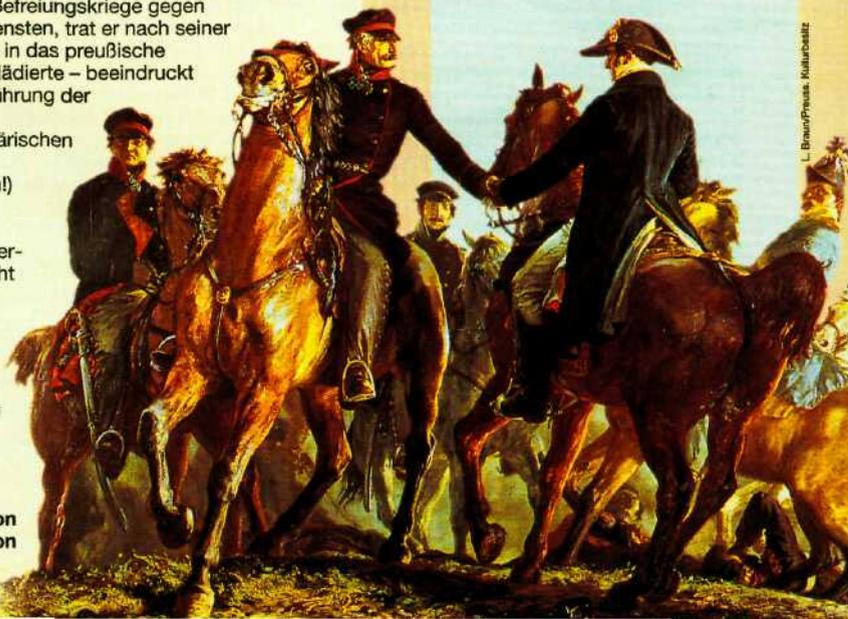
Den siegreichen Wellington zog es später in die Politik. Als Premierminister eines Tory-Kabinetts setzte Wellington, der irischer Abstammung war, 1828/29 die Emanzipation der Katholiken durch, in der Hoffnung auf einen Frieden in Irland. Als Außenminister (1834/35) war er einer der Wegbereiter des Freihandels und befürwortete die Aufhebung der Getreidezölle. Wellington, der neben vielen Auszeichnungen auch den Titel eines Fürsten von Waterloo trug, starb am 14. September 1852 in Walmer Castle bei Dover.

Gebhard Leberecht von Blücher (1742–1819)

»Der geht ran wie Blücher«, sagt der Volksmund, um besonders forsche Zeitgenossen zu charakterisieren. Blücher, gebürtiger Rostocker, war wohl der populärste Heerführer der Befreiungskriege gegen Napoleon. Zunächst in schwedischen Diensten, trat er nach seiner Gefangennahme im Siebenjährigen Krieg in das preußische Heer ein. Seit 1801 war er General und plädierte – beeindruckt von den Siegen Napoleons – für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen.

Auf Drängen Napoleons 1811 des militärischen Kommandos enthoben, bekam Blücher zwei Jahre später (im Alter von 70 Jahren!) den Oberbefehl über die Schlesische Armee und besiegte mit Österreich und Rußland das Heer Napoleons in der Völkerschlacht von Leipzig. In der Neujahrsnacht 1813/14 überschritt der wagetumige Feldherr (von den Russen »Marschall Vorwärts« genannt) mit seiner Truppe den Rhein und verfolgte Napoleon bis nach Paris. Er besiegte ihn schließlich gemeinsam mit Wellington in Waterloo. Blücher starb am 12. September 1819 in Krieblowitz (Schlesien).

Blücher (links) begrüßt Wellington nach dem Sieg. Gemälde von Adolph von Menzel, 1858



Napoleon auf der Flucht: Die Sieger singen »God save the King« und »Großer Gott, wir loben dich!«



doch diesmal geht seine Rechnung nicht auf: Wellington hat das Artilleriefeuer aus der Distanz abgewartet und kommt jetzt mit seinen Männern aus der Deckung. Es beginnt ein blutiges Gemetzel: »Die Franzosen kämpften wie die Tiger. Einige Verwundete schossen auf uns, als wir an ihnen vorbeikamen«, erinnerte sich Unteroffizier John Dickson von den Scots Greys. »Dann gerieten wir unter die Geschütze und nahmen Rache. Welche Schlächterei! Wir säbelten die Kanoniere nieder, lähmten die Pferde, zerhieben das Geschirr. Noch höre ich die Franzosen »Diable!« rufen, als ich auf sie einhieb.«

Überall liegen Tote und Verwundete. Ein Augenzeuge berichtet, das Schlachtfeld habe einem Lazarett geglichen, niemand habe sich bewegen können, ohne auf Gefallene oder Verletzte zu treten.

Was geht in einem Feldherrn vor, wenn er mit ansehen muß, wie seine Männer zu Tausenden niedergemetzelt werden? Wellington bleibt ruhig wie ein Fels in der Brandung. Der englische Soldat Rees Howell Gronow berichtet: »Unser Oberkommandierender schien völlig gelassen, aber er sah nachdenklich und blaß aus.« Um halb fünf Uhr abends sagt er: »Die Schlacht ist mein, und wenn die Preußen bald erscheinen, ist der Krieg zu Ende.«

Der große Eroberer muß sich geschlagen geben. Auf Drängen seiner Generale tritt er den Rückzug nach Paris an. 25.000 verwundete oder tote Franzosen bleiben zurück. Die Alliierten haben 20.000 Mann verloren

Doch die Preußen lassen auf sich warten. Napoleon mobilisiert derweil alle Kräfte zum Gegenschlag: Um halb sieben greift er mit seiner Elitetruppe, der Garde, an. Der Kaiser persönlich hat diese Einheiten nach dem Vorbild der griechischen und römischen Schutztruppen gegründet und ausgebildet lassen. Die ursprünglich drei Bataillone mit je 800 Mann hat er im Laufe der Kriegsjahre auf 68 Bataillone erweitert.

Die Gardisten sind berühmt für ihre Tapferkeit und für ihr Draufgängertum. Jeder weiß, daß sie lieber sterben, als sich einem Feind ergeben. Den Engländern ist also klar, was ihnen jetzt blüht, als Ney die Elitesoldaten den Hügel hinaufstürmen läßt. Es kommt zum blutigen Nahkampf auf Leben und Tod. In diesem Moment soll Wellington den berühmten Stoßseufzer zum Himmel geschickt haben: »Ich wollte es wäre Nacht, oder die Preußen kämen.«

Blücher kommt um sieben, und seine Soldaten greifen sofort die rechte Flan-

ke der Franzosen an. Bonaparte muß jetzt zwei Schlachten auf einmal schlagen – eine Situation, die er um jeden Preis verhindern wollte. »Napoleon blickte finster und war leichenblaß; die schwache Dämmerung gab allen Dingen ein trauriges Aussehen«, schreibt Pontécoulant, ein Offizier der Artillerie. »Langsam folgten einander die Salven der Geschütze, wie bei einem Leichenbegräbnis.«

Noch kämpfen die Franzosen mit dem Mut der Verzweiflung. Napoleon stürzt mit dem Ruf »Man folge mir« nach vorn, doch seine Männer sind bereits völlig erschöpft, die Armee gleicht einem ungeordneten Haufen. Auch die Gardisten können die Stellung nicht mehr halten, und nun geschieht das Undenkbare, das Unfaßbare: Die Garde weicht! Die Schreckensmeldung verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Die französischen Soldaten verläßt in diesem Augenblick der letzte Mut, sie fliehen panikartig in alle Richtungen. Engländer und Preußen setzen nach, sind nicht mehr aufzuhalten.

Napoleon ist geschlagen. Blücher läßt »Großer Gott, wir loben dich« anstimmen und aus dem englischen Lager tönt »God save the King«. Trotz des Sieges ist den Verbündeten an diesem Abend nicht so recht zum Feiern zumute. Wellington nennt den Sieg von

Waterloo den knappsten, den man je gesehen hat. An seinen Bruder schreibt er: »Es war die schrecklichste Sache, in der ich je gesteckt habe; nie habe ich mir so viel Mühe um eine Schlacht gemacht, und nie war ich so nahe daran, geschlagen zu werden.«

Als es Nacht wird, liegen auf dem Schlachtfeld 25 000 verwundete oder tote Franzosen und 7000 Preußen; Wellington hat 13 000 Mann verloren. Ein Bild des Grauens, über das ein Augenzeuge berichtet: »Eine große Scheune war in Brand geraten, hier hatten viele Franzosen und Engländer den Tod in den Flammen gefunden und ihre verkohlten und aufgeblähten Überreste lagen in alle Richtungen verstreut. Unter diesem Haufen von Trümmern und Elend lebte noch manch armer Teufel, saß und mühte sich, seine Wunden zu verbinden.«

21. Juni – die Rückkehr in die Hauptstadt

Napoleon kann noch immer nicht glauben, daß er besiegt ist. Am liebsten würde er seine Truppen in Charleroi zusammenziehen und die Verbündeten noch einmal herausfordern. Doch seine Ratgeber drängen ihn, nach Paris zurückzukehren: Er müsse erst einmal den Abgeordneten Rede und Antwort stehen.

Am 21. Juni, um sieben Uhr Morgens, trifft der Kaiser in der Hauptstadt ein. Er ist in denkbar schlechter Verfassung: Nach drei schlaflosen Nächten leidet er an Magenschmerzen und Atembeschwerden. Er nimmt ein heißes Bad und empfängt – noch in der Wanne liegend – den Kriegsminister. Von ihm erfährt Napoleon, daß die

meisten Abgeordneten gegen ihn sind. Die Franzosen wollen nur noch Frieden, und die Verbündeten sind nicht bereit, mit einem napoleonischen Frankreich zu verhandeln. Dem Kaiser bleibt die Wahl, freiwillig abzutreten oder sich entthronen zu lassen. Man gibt ihm eine Stunde Bedenkzeit.

Napoleon kocht vor Wut, dann entscheidet er sich fürs Abdanken – er hofft, auf diese Weise seinem Sohn den Thron zu sichern. In seiner Rücktrittserklärung heißt es: »Ich opfere mich dem Haß der Feinde Frankreichs. Mein politisches Leben ist zu Ende, und ich proklamiere meinen Sohn, Napoleon II., zum Kaiser der Franzosen.«

30. Juni – englische Truppen vor Paris

Wellington steht mit seinen Soldaten vor den Toren der französischen Hauptstadt. Der englische Oberbefehlshaber diktiert die Friedensbedingungen: Die Verbündeten werden den Sohn des Ex-Kaisers nicht als Thronfolger akzeptieren, statt dessen soll Ludwig XVIII. aus dem Exil zurückkehren.

Napoleon selbst ist seines Lebens nicht mehr sicher. Blücher hat erklärt, er werde ihn erschießen lassen, wenn er ihn zu fassen bekäme, und die neue provisorische Regierung lehnt es ab, ihn wieder als General in die Armee aufzunehmen. Dem Ex-Kaiser bleibt nur noch die Flucht. Er beschließt, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren. Da die Häfen entlang der Kanalküste fest in englischer Hand sind, reist er nach Rochefort am Golf von Biscaya, um dort ein Schiff nach Amerika zu finden.

Zum 175. Jahrestag der Schlacht trafen sich 200 000 Zuschauer am »Löwenhügel«. Sie waren aus ganz Europa nach Waterloo gekommen, um die Mitglieder jener Traditionsvereine zu bewundern, die das historische Spektakel noch einmal aufleben ließen (siehe Bild Seite 50)

Warum verlor Napoleon die Schlacht?

Diese Frage beschäftigt Biografen und Historiker seit mehr als 150 Jahren. Der Chronist Vincent Cronin (»Napoleon, Stratege und Staatsmann«, 1995) vermutet, der Kaiser habe seine Gegner unterschätzt und sich viel zuviel Zeit gelassen: Nach dem Erfolg bei Quatre-Bras ließ er einen ganzen Tag verstreichen, bevor er erneut den Befehl zum Angriff gab. Wellington hatte damit Zeit, in den Höhen bei Waterloo Stellung zu beziehen.

Der Grund für die Unentschlossenheit des Kaisers war ein körperliches Gebrechen, behauptet der Autor Arno Karlen in seinem Buch »Nicht Wellington besiegte Napoleon bei Waterloo«. Der Feldherr hatte Hämorrhoiden, so die These. Karlen und auch andere Napoleon-Biografen vermuten, daß eine schmerzhaft Hämorrhoidal thrombose dem Kaiser während der nassen Sommertage im Juni 1815 das stundenlange Sitzen im Sattel zur Qual machte. Denkbar ist auch, daß er schmerzlindernde Medikamente einnahm, die seine Reaktions- und Entscheidungsfähigkeit stark dämpften.

15. Juli – der Feldherr gibt sich geschlagen

Gleich bei seiner Ankunft am 3. Juli muß Napoleon seine Pläne begraben: Das englische Kriegsschiff *Bellerophon* blockiert den Hafen. Bonaparte sitzt in der Falle. Tagelang ringt er um eine Entscheidung: Soll er sich ergeben, oder soll er seine Flucht fortsetzen? Am 15. Juli geht er gemessenen Schrittes an Bord des Schiffes. Den Kapitän begrüßt er mit den Worten: »Monsieur, ich bin an Bord gekommen und bitte um den Schutz ihres Souveräns und ihrer Gesetze.« Bonaparte vertraut auf die englische Gastfreundschaft und glaubt, er werde Asyl bekommen. Doch die Regierung in London betrachtet ihn als Staatsgefangenen. Die Briten werden ihn nicht in England aufnehmen, sondern an einen Ort verbannen, von dem es kein Entrinnen mehr gibt – nach Sankt Helena. ★



G. Krenn/VS/AMA

Napoleon und die Bayern

Wie das weißblaue Königreich entstand



Königliches Wappen
Bayerns (ab 1806).
Die Königskrone
darüber wurde von
Napoleons Gold-
schmieden in Paris
angefertigt

Das Schicksal Bayerns war eng verknüpft mit der Machtpolitik Napoleons. Das Land nahm eine Schlüsselstelle zwischen Frankreich und Österreich ein. Der bayerische Politiker Graf Montgelas nutzte die Gunst der Stunde und verhalf seinem Kurfürsten zur Königswürde

Von Monika Weiner

Napoleon kam gerade noch rechtzeitig in München an: Am 31. Dezember 1805 rollte seine Kutsche durch das Schwabinger Tor. Die ganze Stadt war auf den Beinen, überall herrschte Festtagsstimmung: In wenigen Stunden würde ein neues Jahr beginnen, und damit auch eine neue Epoche bayerischer Geschichte. Mit dem 1. Januar 1806 würde das Kurfürstentum Bayern zum »Königreich« aufsteigen.

Schon einmal war der Kaiser in München gewesen (großes Bild): am 24. Oktober 1805, nach dem glänzenden Sieg über die Habsburger Truppen bei Ulm, machte Napoleon in der bayerischen Hauptstadt Zwischenstation auf dem Weg nach Österreich. Von dort war der rastlose Feldherr nun zurückgekehrt, um ein



So sah Bayern als neugegründetes Königreich aus. Seine Grenzen reichten für wenige Jahre im Süden bis zum Gardasee

Napoleons Einzug in München am 24. Oktober 1805: Er hatte die österreichischen Besatzungstruppen bei Ulm geschlagen und vertrieben. In Bayern jubelte man dem Befreier zu

Bayern und Franzosen: Eine Hochzeit soll die Allianz besiegeln

Kapitel seiner Deutschlandpolitik zu beenden. Das ließ das Herz der bayerischen Patrioten höherschlagen: Joseph Spitzenberger, ein Lehrer der Dicht- und Redekunst, hatte gar ein Lied für die Krönungsfeier vorbereitet:

*Der große Kaiser Frankreichs, Napoleon,
Des Himmels erster Günstling,
der Erde Glück,
Der Völker Liebe, Stolz, Bewunderung ...
Der setzet Maxen – seliger Wonnetag! –
Mit holder Hand der Könige Schmuck
aufs Haupt.*

Soweit die Dichtung. Die tatsächlichen Ereignisse des 1. Januar 1806 waren weniger poetisch: Die neue bayerische Königskrone stammte zwar aus der Pariser Werkstatt des kaiserlichen Designers Charles Percier und des Goldschmieds Biennais, doch diese Krone wurde dem bayerischen König nie aufs Haupt gesetzt – weder von Napoleon noch von einem kirchlichen Würdenträger. (Ursprünglich sollten die Insignien durch Klemens Wenzeslaus, dem designierten Erzbischof von München übergeben werden. Doch dann wurde die Krö-

Während die Minister Max I. beglückwünschten, wurden draußen 200 Kanonenschüsse gezündet, die Glocken läuteten, und ein Herold verlas öffentlich die Proklamation. Im Bericht eines Augenzeugen heißt es: »Auf amal hat er a Papier rauszogn, hat ebas runter glesn, hab's aber net verstandn, wie's fast aus war, habns zmal alle gschrien ›Vivat‹. Der Pauker hat drein gschlagen, daß i gmoant hab, der schlagt Löcher in die Pauken und Trompeta habn blaßen, daß i glaht hob, sie zerspringa. Da hob i mein Nachbar frägt, was dös is, hat er mir gsagt, daß der Churfürst König ist.«

Der geistige Vater des neuen bayerischen Königstums spielte an diesem Tag nur eine Statistenrolle: Napoleon hielt sich zurück, und das war den Münchnern nur recht. Man wollte auf jeden Fall den Eindruck vermeiden, Bayern sei nur ein Königreich von Napoleons Gnaden. Statt dessen berief man sich auf die Tradition der Agilolfinger und sprach von einem »erneuerten Königtum Bayern« und von der »wiederhergestellten Königswürde«.

Doch selbst die beste Rhetorik konnte nicht darüber hinwegtäuschen: Das Königreich war ein Geschenk Napoleons – ein großzügiges Geschenk, mit dem sich der französische Kaiser die Sympathie der Bayern sicherte. Sein Ziel war es, das Land an sich zu binden – als Bollwerk gegen den Erzfeind Österreich. Die Rechnung ging auf: Im Winter 1805/1806 standen die Bayern felsenfest hinter Bonaparte.

Das war nicht immer so: Als Max IV. Joseph 1799 die Regierung übernahm, befand sich Pfalz-Bayern in den Reihen der Gegner Frankreichs. Während des »Zweiten Koalitionskriegs« hatten die Österreicher Bayern besetzt, die bayerischen Soldaten kämpften damit zwangsläufig mit Österreichern, Engländern und Russen gegen die Franzosen. Gleichzeitig verhandelten Max Joseph und sein Minister Montgelas mit Napoleon über einen Koalitionsvertrag.

Maximilian Joseph Freiherr von Montgelas war die treibende Kraft bei der Annäherung Bayerns an Frankreich. Der Freiherr – gebürtiger Münchner – war der Sohn eines bayerischen Generals savoyischer Abstammung und dessen bayrischer Gattin. Er hatte in Nancy, Straßburg und Ingolstadt Juristerei studiert. 1799 trat er als Berater und Minister in die Dienste Max Josephs. Montgelas galt schon in jungen Jahren als fähiger Staatsmann mit Mut zu Visionen. Sein erklärtes Ziel war es, aus dem Kurfürstentum Pfalz-Bayern, einem Flickwerk kleiner Territorien, einen eigenständigen und mächtigen Staat zu machen.

Nach dem Sieg Napoleons bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 über die Alliierten konnte Montgelas sein Verhandlungsgeschick unter Beweis stellen: Obwohl Bayern immer noch auf der Seite der Verlierer stand und das Deutsche Reich im Frieden von Lunéville alle Gebiete links des Rheins an Frankreich abgeben mußte, kamen die Bayern mit einem



Die Übergabe Ulms am 20. Oktober 1805. Der siegreiche Napoleon nimmt die Kapitulation der österreichischen Offiziere entgegen. Dann zieht er weiter nach München. Gemälde von Charles Thevenin (1764–1838)

nung wegen der Säkularisation und den damit verbundenen Konflikten zwischen Regierung und Kirche unbefristet verschoben.)

Kurfürst Max IV. Joseph hielt am 1. Januar 1806 nur eine kurze Ansprache in der Residenz: Er wünschte seinen Ministern ein gutes Neues Jahr, teilte ihnen mit, er nehme hiermit den Titel »König von Bayern« an und schloß die Rede mit den Worten: »Wir bleiben die alten.« Der unspektakuläre Staatsakt war typisch für den ersten bayerischen König Max I. Der 1756 geborene Max Joseph war nicht zum Politiker erzogen worden. Als sein Onkel Karl II. August kinderlos starb, erbt Max Joseph das Kurfürstentum Pfalz-Bayern.

blauen Auge davon. Sie wurden zur Zahlung von sechs Millionen Gulden (den Staatseinnahmen von mehr als einem Jahr) verpflichtet, bekamen aber 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß Entschädigungen für die verlorene Pfalz. Napoleon zeigte sich großzügig: Max Joseph erhielt unter anderem die Reichsstädte Kaufbeuren, Memmingen und Schweinfurt sowie die geistlichen Fürstentümer Würzburg, Bamberg, Augsburg und Freising.

Der Kurfürst in München war mit den Ergebnissen, die Minister Montgelas erzielt hatte, zufrieden. Von einer bayerisch-französischen Koalition war er jedoch nach wie vor nicht begeistert. Im Grunde seines Herzens wollte er sich weder an die Franzosen, noch an die Alliierten binden – am liebsten wäre er neutral geblieben. Immer wieder zögerte er die Koalitionsverhandlungen hinaus: Im August 1805 stimmte er zwar einem geheimen Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich zu, das Montgelas ausgehandelt hatte, verweigerte aber im letzten Moment die Unterschrift unter den »Geheimvertrag von Bogenhausen«.

Anfang September, als Napoleon schon in Richtung Süddeutschland marschierte und die Österreicher kurz davor waren, Bayern zu besetzen, war Max Joseph noch immer nicht bereit, Farbe zu bekennen und den Vertrag mit Frankreich zu unterzeichnen. Am 6. September umstellte der österreichische Feldmarschall Schwarzenberg mit seinen Truppen das Schloß in Nymphenburg und verlangte, daß die bayerische Armee sich der öster-



Maximilian Joseph Freiherr von Montgelas, der Berater des Kurfürsten: Er verhalf Max Joseph zur Königskrone und machte aus Bayern einen modernen und aufgeklärten Staat

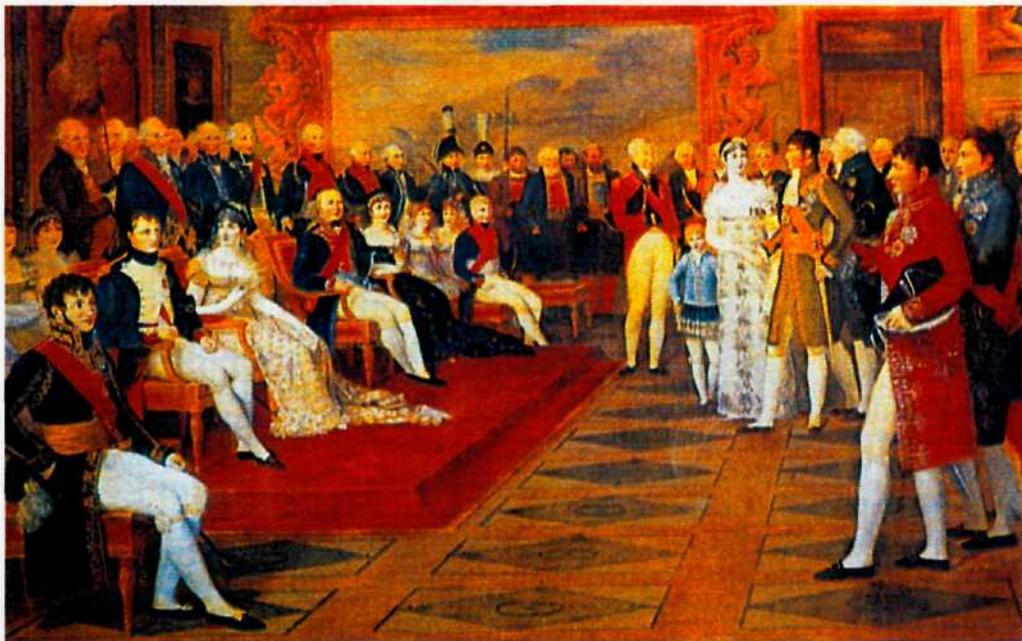


Max I. Joseph, König von Bayern (1806–1825): Für seinen Beitritt zum frankreichfreundlichen Rheinbund erhielt er die Königswürde. Zugleich wurde auch Friedrich, der Herzog von Württemberg, König

reichischen und russischen angliedern und gegen Napoleon ins Feld ziehen solle.

Max Joseph saß in der Zwickmühle: Hätte er den Vertrag mit Frankreich publik gemacht, wären die Österreicher sofort in Bayern einmarschiert, wäre er zu Österreich übergelaufen, hätte er die Bündniszusage an Frankreich gebrochen. Aus dieser scheinbar ausweglosen Situation rettete sich der Kurfürst durch

1806 heirateten in München die Tochter des Königs Auguste Amalie von Bayern und Napoleons Stiefsohn Prinz Eugen Beauharnais (im Bild rechts). Montgelas hatte diese Ehe eingefädelt, um das Bündnis zwischen Frankreich und Bayern zu festigen



Bayern und Franzosen: Nach dem Rußland- feldzug zerbrach die Allianz

Bei der katastrophalen Niederlage der napoleonischen Truppen in Rußland kamen auch viele bayerische Soldaten ums Leben. Im Volk schwand die Begeisterung für den Kaiser der Franzosen

geschickte Hinhaltenaktik: Weil Minister Montgelas gerade bettlägrig war, wurde Schwarzenberg immer wieder zwischen dem Schloß in Nymphenburg und dem Landsitz Montgelas' in Bogenhausen hin und her geschickt. Trotz aller Bemühungen bekam der österreichische Befehlshaber nichts als vage Zusagen, wählte sich aber schließlich am Ziel und verließ München. Max Joseph setzte sich derweil nach Würzburg ab und brachte seine Truppen in Amberg in Sicherheit. Erst als die Armee Napoleons am 28. September 1805 in Würzburg einmarschiert war, setzte der Kurfürst seine Unterschrift unter den Bündnisvertrag mit Frankreich.

Nun standen die bayerischen Soldaten auf der Seite Napoleons – und damit auf der des Siegers: Am 20. Oktober 1805 kapitulierten die Österreicher in Ulm; vier Tage später befreite der französische Kaiser München; am 13. November marschierte er in Wien ein; und am 2. Dezember gewann er die Dreikaiserschlacht von Austerlitz: Österreich war geschlagen. Am 26. Dezember 1805 unterschrieb Kaiser Franz II. den Friedensvertrag von Preßburg – er verzichtete darin auf ein Achtel seines Reichs.

Bayern bekam Vorarlberg und das heutige Bayrisch-Schwaben mit Augsburg und Lindau sowie das Recht auf ein eigenes Königtum. Das ließ man sich in München nicht zweimal sagen: Sechs Tage später wurde offiziell das bayerische Königreich proklamiert. Montgelas konnte zufrieden sein: Bayern hatte sich neben Österreich zum mächtigsten süddeut-



schen Staat gemauert. Napoleon hatte sein Ziel ebenfalls erreicht: die Eindämmung Österreichs. Nach Ansicht vieler Historiker war dieser Moment der Höhepunkt der bayerisch-französischen Freundschaft. Von nun an ging's bergab.

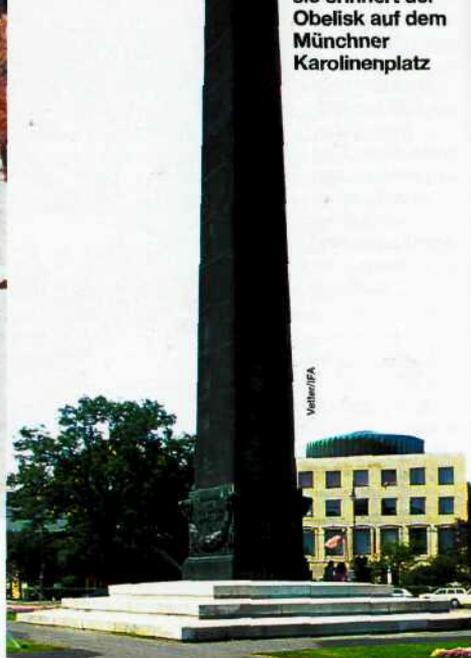
Der französische Kaiser hatte klare Vorstellungen, wie die Zukunft Deutschlands auszu- sehen habe: »Ich werde den Teil Deutschlands, der mich interessiert, in Ordnung bringen: Es wird kein Deutsches Kaiserreich mehr geben, und dabei bleibt es.« Napoleon wollte

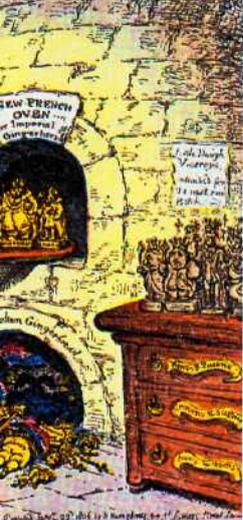


Nach dem Rußlandfeldzug hatte Bayern 30 000 Tote und Vermißte zu beklagen. An sie erinnert der Obelisk auf dem Münchner Karolinenplatz

Preuss. Kulturbau

Volker/IFA





Napoleons Politik wurde immer spöttisch kommentiert: Diese Karikatur des Engländer James Gillray aus dem Jahr 1806 zeigt den verhaßten Franzosen als Königsbäcker am Ofen. Der Papst unterstützt ihn bei der Arbeit

Welt Verbündete gesehen, die so unersättlich sind wie ihr?»

Den Todesstoß bekam die bayerisch-französische Freundschaft mit dem Rußlandfeldzug Napoleons 1812. Bayern entsandte 33 000 Soldaten, 30 000 davon fielen auf den Schlachtfeldern, verhungerten oder erfroren. Die Trauer wurde zum Nährboden eines neuen deutschen Patriotismus. Wenige Monate nach dem mißglückten Feldzug wechselte Bayern die Fronten: Am 14. Oktober 1813 – noch vor

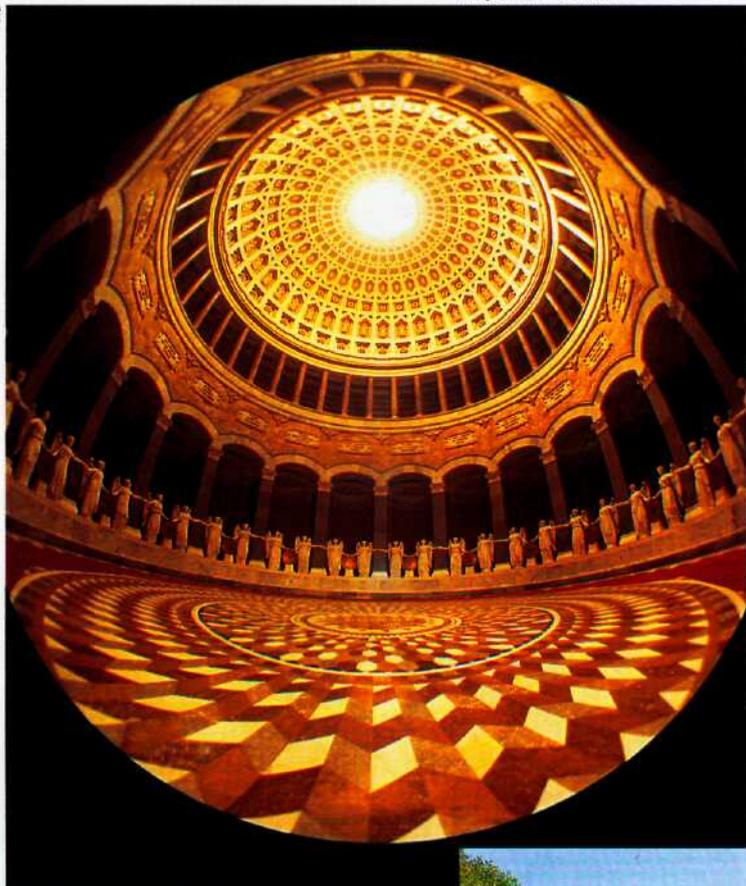
1863 vollendete Leo von Klenze die Befreiungshalle in Kelheim (Niederbayern). Der Tempel sollte, ebenso wie das Siegestor in München, an die »Triumphe« der bayerischen Truppen über Napoleon erinnern

einen neuen deutschen Staat unter französischer Hegemonie errichten: Der »Rheinbund« sollte ein politisches Gegengewicht zu Preußen und Österreich schaffen. Im Juli 1806 unterschrieben die Bayern und fünfzehn weitere Staaten die »Rheinbundakte« und erklärten gleichzeitig ihren Austritt aus dem »Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation«. Damit war das Schicksal des 900jährigen Reiches besiegelt: Kaiser Franz II. mußte die deutsche Kaiserkrone niederlegen und nannte sich von nun an Kaiser Franz I. von Österreich.

In erster Linie war der Rheinbund ein Militärbündnis: Die Staaten verpflichteten sich, einander beizustehen – was bedeutete, daß sie Frankreich in jeden Krieg folgen mußten. Dafür sollten die deutschen Fürsten ein Heer von 63 000 Mann aufstellen – allein die Bayern hatten 30 000 Soldaten zu entsenden.

Die Deutschlandpolitik Napoleons war umstritten. Montgelas gehörte zu den wenigen Befürwortern. Der Minister war überzeugt, daß die Vorteile des Rheinbunds langfristig die Nachteile aufwiegen würden. Die Vorteile lagen für Bayern in einer Vergrößerung des Staatsgebiets – das Königreich wurde um die Reichsstadt Nürnberg und einige kleine Fürstentümer erweitert. Max I. war trotz dieser Gewinne nicht begeistert: Er wollte das alte Reich nicht opfern, mußte aber – nach allem, was die Franzosen für ihn getan hatten – zähneknirschend zustimmen.

Sein Sohn, Kronprinz Ludwig, konnte dem Bündnis überhaupt nichts Positives abgewinnen: Er blieb ein überzeugter Gegner der napoleonischen Politik und machte München zum Zentrum des Widerstands gegen den Imperator. Auch im Volk war die Frankreich-Begeisterung verfliegen. Der Grund: Die französischen Besatzungstruppen beanspruchten freie Kost und Logis, und viele Bauern standen bereits vor dem Ruin. Ernestine Montgelas, die Gattin des Ministers, erklärte: »Ich verachte diejenigen, die auf Kosten meines armen Vaterlands leben und zu dessen Blutsaugern werden. Hat man jemals seit Bestehen der



der Völkerschlacht von Leipzig – erklärte Max I. seinen Austritt aus dem Rheinbund. Kurz darauf kämpften seine Soldaten mit Preußen, Österreichern und Russen gegen die Franzosen. Montgelas hatte wieder einmal gute Bedingungen ausgehandelt: Die Verbündeten garantierten die Integrität des Königreichs.

Den Königstitel gab Max I. übrigens trotz der politischen Kehrtwende nicht wieder zurück. Er regierte das Land bis zu seinem Tod 1825. Und Bayern blieb bis zum Ende des Ersten Weltkriegs Königreich. ★



Die Befreiungshalle über der Donau bei Regensburg: heute eine Touristenattraktion

Das Kreuz der Ehrenlegion für den großen Dichter

Erstaunlich: Der rastlose Korse, der ständig mit dem Krieg beschäftigt war, hatte mehrmals Goethes erfolgreichen Liebesroman »Die Leiden des jungen Werthers« gelesen

Von Peter Boccarius

Er war ein heimlicher Fan Napoleons, obwohl der Geheimrat von Goethe als Minister des kleinen Landes Sachsen-Weimar-Eisenach auf der anderen Seite stand. Sein Fürst kämpfte gegen den Franzosen. Außerdem kostete der Korse den Dichter viel Geld: Goethe mußte 2000 Taler zu Weimars Kriegskontribution an den Diktator zuschießen, gar nicht zu reden von den Braten, dem Champagner und Wein, welche die in seinem Haus einquartierten französischen Marschälle konsumierten. Und schließlich verdankte Goethe den kaiserlichen Besatzungstruppen auch noch die schlimmste Nacht seines Lebens:

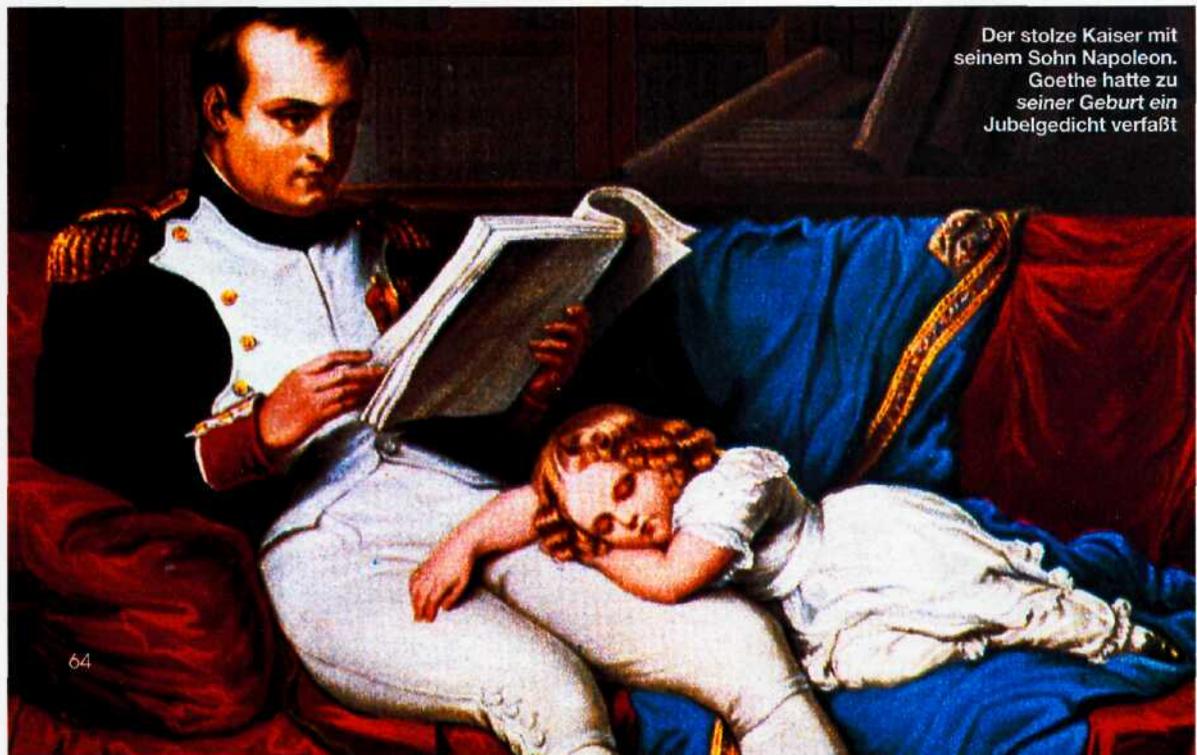
Während der Korse mit der mutigen Herzogin Luise über das Schicksal des besiegten Landes parlierte, ging es in Weimar wüst zu.

Mord und Totschlag, Plünderung und Vergewaltigungen mußte die Bevölkerung nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt im Oktober 1806 ertragen. Auch Goethe rechnete mit dem Schlimmsten, sah schon alles verloren und sich mit 57 Jahren am Bettelstab aus Weimar davonziehen.

In seinem Haus hatten sich verzweifelte Flüchtlinge versteckt, als es in der Nacht ans Tor donnerte. Zwei schwerbewaffnete Kerle drangen ein und zwangen den Hausherrn, mit ihnen zu trinken. Sie verfolgten ihn schließlich in sein Schlafzimmer und bedrohten ihn mit der blanken Waffe. Wäre nicht Goethes Lebensgefährtin Christiane dazwischengefahren, hätte sie die betrunkenen Soldaten nicht wie eine Furie angeschrien und sie mit einigen Silberleuchtern bestochen, wer weiß, was in dieser Nacht aus Deutschlands großem Dichter geworden wäre, der sich in dieser Situation als hilfloser Intellektueller erwies.

Einige Tage darauf, am 19. Oktober, hat der Gerettete Christiane dankbar geheiratet, und die mutige Frau, die von der Weimarer Gesellschaft 18 Jahre lang als »Goethe-Liebchen« geächtet worden war, stieg endlich zur Frau Geheimrat auf.

Allzu frei durfte Goethe seine Bewunderung für Napoleon, den Sieger und Landesfeind, nicht zeigen. Er bewunderte den Korsen offiziell nur als »außerordentlichen Mann, der durch seine Unternehmungen, seine Taten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwir-



Der stolze Kaiser mit seinem Sohn Napoleon. Goethe hatte zu seiner Geburt ein Jubelgedicht verfaßt

Hel. Fehrbach/Chr. Eblar



Karger-Dobner/Infotario

...rung setzt« (1804). Doch inoffiziell nannte er ihn »seinen Kaiser«, und im Nachlaß fand sich z. B. dieses Gedicht, in dem er den Diktator anläßlich der Geburt seines Sohnes anhimmelt:

*Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht,
Das Kleinliche ist alles weggeronnen ...*

*...Nun steht das Reich gesichert wie geründet,
Nun fühlt er froh im Sohne sich geründet.*

Es war wohl die Bewunderung des Schriftstellers für den Mann der Tat, die aus diesen Zeilen spricht. Aber Goethe wäre nicht Goethe gewesen, hätte er sich nicht auch kritischen Einsichten öffnen können. Davon zeugt dieses ironische Gedicht auf Napoleon aus dem Nachlaß des Dichters:

*Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
der muß was sein!*

Als einen seiner schönsten Tage, eine seiner größten Ehrungen empfand Goethe es, als er am 2. Oktober 1808 vom frühstückenden Napoleon in persönlicher Audienz empfangen wurde. Der Kaiser, auf dem Gipfel seiner Macht, war nach Erfurt gekommen, um die Huldigung von vier Königen und 34 Fürsten entgegenzunehmen. Und an die Exzellenz von

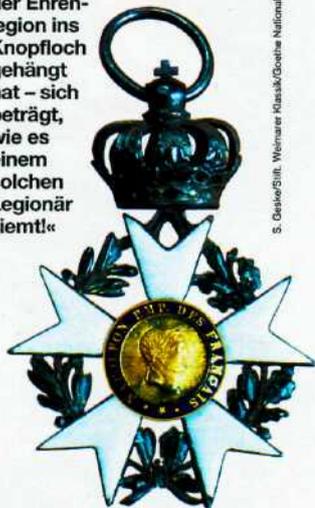
Goethe erging die Aufforderung, sie möge sich beim Kaiser einstellen.

16 Jahre vergingen, bis der Dichter etwas von dem diktierte, was sich Aufregendes zwischen den beiden Heroen abgespielt hat. Noch heute ist es ein mühsames Puzzle, aus Goethes Diktat, seinen Briefen an Freunde und den Aufzeichnungen anderer, etwa Talleyrands, die einstündige Unterredung zu rekonstruieren. Soviel steht fest: Sie begegneten sich achtungsvoll als Gleichberechtigte. Goethe antwortete diplomatisch, doch nicht unterwürfig, und der Kaiser beendete seine Tiraden höflich mit »Qu'en dit Monsieur Göt?« (Was sagt Herr Goethe dazu?).

Der Korse sprach in seinem noch immer nicht akzentfreien Französisch viel über Theaterstücke und Literatur, insbesondere über Goethes Bestseller »Werthers Leiden«, den er in der französischen Übersetzung siebenmal gelesen haben soll. Einer Einladung des Kaisers, an den Hof nach Paris zu kommen, wich Goethe diplomatisch aus – im Gefolge und als Vasall Napoleons wollte er nicht leben und arbeiten.

Ein paar Tage später, beim Hofball in Weimar, stand Goethe noch einmal vor seinem Idol, zusammen mit dem Dichterkollegen Wieland. Der allerdings plauderte eher devot mit dem mächtigen Korsen. Bald darauf ließ Napoleon den beiden Dichtern eine der höchsten französischen Auszeichnungen überreichen: das Kreuz der Ehrenlegion. ★

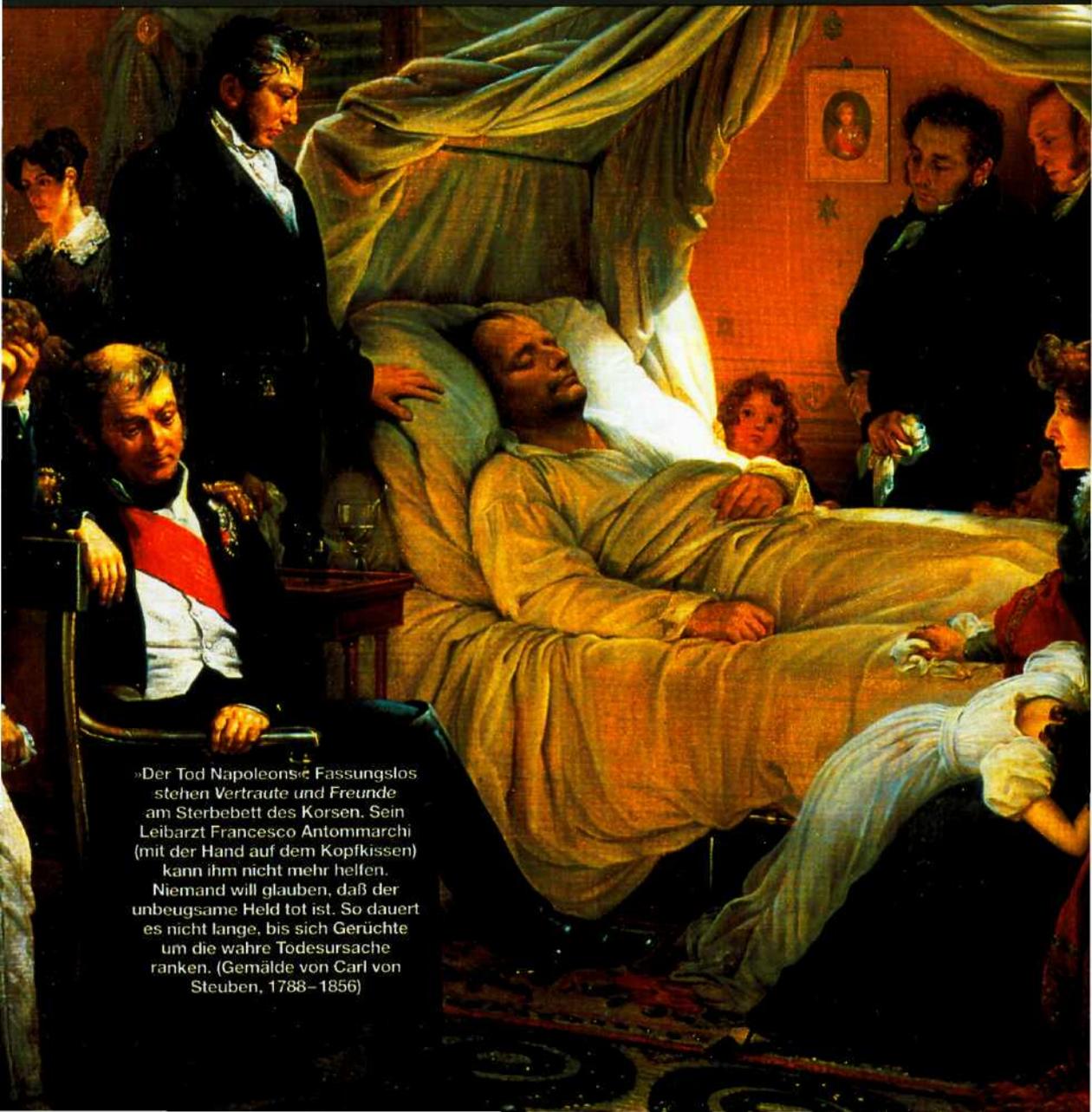
Napoleon mit den deutschen Dichtern Christoph Wieland und Johann Wolfgang von Goethe, denen er bei einem Hofball in Weimar das Kreuz der französischen Ehrenlegion verlieh. Der Weimarer Professor Franz Ludwig Passow berichtete darüber, »daß Goethe – seitdem ihm Napoleon das Schandkreuz der Ehrenlegion ins Knopfloch gehängt hat – sich betrügt, wie es einem solchen Legionär ziemt!«



S. Geisler/Stift. Weimarer Klassik/Goethe Nationalmuseum

Das Ende auf Sankt Helena

Der mysteriöse Tod des verbannten Kaisers



»Der Tod Napoleons« Fassungslos stehen Vertraute und Freunde am Sterbebett des Korsen. Sein Leibarzt Francesco Antommarchi (mit der Hand auf dem Kopfkissen) kann ihm nicht mehr helfen. Niemand will glauben, daß der unbeugsame Held tot ist. So dauert es nicht lange, bis sich Gerüchte um die wahre Todesursache ranken. (Gemälde von Carl von Steuben, 1788–1856)

Am 5. Mai 1821 stirbt Napoleon auf der Insel Sankt Helena. Er selbst hatte das Gerücht in die Welt gesetzt, man habe ihn vergiftet. Denn in seinem Testament behauptete er, das Opfer einer englischen Verschwörung geworden zu sein. War dies Napoleons letzter Trick, um sich an den Engländern zu rächen?



Von Fritz Dohn

Der Todkranke liegt regungslos auf dem Rücken, seine rechte Hand hängt aus dem Bett, er starrt blicklos nach oben, verrät keine Schmerzen. »Die Atmung wird schneller und schwerer«, notiert Stabsarzt Dr. Archibald Arnott.

Es ist 5.41 Uhr am Nachmittag. »In einem letzten Auflodern sinkt die Sonne«, erinnert sich Kammerdiener Louis Marchand. »Wir hören die Kanone zum Rückzug (Dienstschluß) schießen.«

Sechs Minuten später stößt der Sterbende einen schweren Seufzer aus, dem in Abständen von je einer Minute zwei weitere folgen. Unmittelbar danach hört er auf zu atmen. Leibarzt Dr. Francesco Antommarchi drückt ihm sanft die Augen zu. Napoleon ist tot. Man schreibt den 5. Mai 1821. Und Dr. Archibald Arnott meldet Hudson Lowe, dem britischen Gouverneur der Insel Sankt Helena: »Fünf Uhr neunundvierzig. In diesem Augenblick ist er verschieden.«

Der Tod Napoleons auf der unwirtlichen Vulkaninsel wird offiziell von einer Kommission britischer Militärärzte festgestellt. Aber woran geht ein Mann schon mit 51 Jahren zugrunde, dessen physische Kraft legendär war? »Ich sterbe vor der Zeit, ermordet von der englischen Oligarchie und ihren gedungenen Mördern«, hat Napoleon in seinem Testament behauptet. Da baut er an seinem eigenen Denkmal: Die Welt soll ihn als kraftstrotzenden, unbeugsamen Helden in Erinnerung behalten, der erst auf der Insel durch ungerechte und schikanöse Behandlung seiner Gegner zum langsamen Sterben verurteilt wurde.

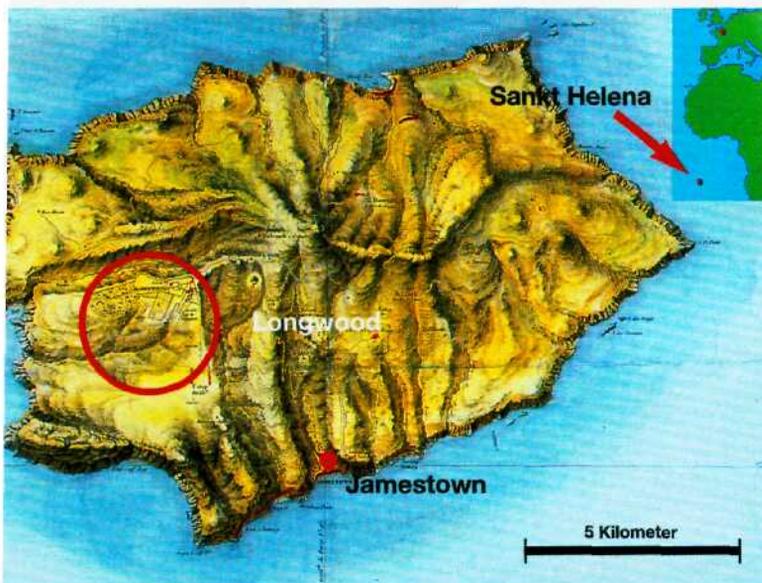
Doch die eiserne Gesundheit, deren sich Napoleon rühmte, hat er niemals besessen. Schon zu seinen Lebzeiten haben politische Interessen und Glorifizierung es verstanden, seine wahren Krankheiten zu verschleiern:

Als Kind leidet er an rachitischen Veränderungen; frühzeitig stellen sich Verdauungs- und Gallenstörungen ein. Zeitlebens begleiten zwei Leiden den Korsen: Magenschmerzen und ein erschwertes Harnlassen.

Während des Italienfeldzuges 1797 klagt Napoleon in Briefen an seine Frau Josephine über Husten, Migräne, Fieberanfälle und Hämorrhoiden. Um 1802 leidet der damalige Erste Konsul anfallsweise unter heftigen Schmerzen im rechten Oberbauch. Viele Gemälde zeigen ihn in einer Haltung, die typisch für ihn wird: Er hat die linke Hand unter den Rock gesteckt und drückt sie auf die schmerzende Stelle.

Nach 1804, als er mit 36 Jahren Kaiser geworden ist, ändert sich sein Aussehen: Der schlanke, drahtige, körperlich und geistig

Auf einer kleinen Insel im Atlantik endet die Geschichte des großen Hasardeurs



Sankt Helena: Um die Rückkehr des besiegten Feldherrn zu verhindern, wurde er auf die 7500 km von Frankreich entfernte Insel verbannt

stark belastbare Mann wird dick, schläfrig-lethargisch, aber jähzornig und unentschlossen. Resignierend schreibt er an Josephine: »Vierzig Jahre sind eben vierzig Jahre.« Bei Waterloo ist Napoleon zu Entschlüssen kaum fähig, leidet unter seinen Hämorrhoiden, gibt stundenlang keinen Befehl – und unterliegt.

Als er am 15. Oktober 1815 als Verbannter Sankt Helena betritt, ist der große Korse bereits ein kranker Mann. Der irische Schiffsarzt Dr. Barry O'Meara betreut ihn als erster. Auf der Hochebene von Longwood, dem Wohnsitz Napoleons, wechseln Regengüsse, Nebel und Wind rasch mit glühender Tropenhitze. Die Nässe dringt in das notdürftig reparierte alte Haus ein; das Wasser ist verunreinigt und muß abgekocht werden. Überall gibt es Moskitos, es herrschen Typhus und Ruhr, der niemand entgeht, auch der Kaiser nicht.

Über die hygienischen Zustände auf der Insel schreiben Ben Weider und David Hapgood in ihrem Buch »Der Mörder Napoleons« (Hestia Verlag, 1982): »Das Schlimmste aber: Longwood ist rattenverseucht – wie übrigens ganz Sankt Helena. Die Bewohner können die Ratten im Gemäuer herumlaufen hören. Ein Hühnerhaus muß aufgegeben werden, weil die Ratten die Eier fressen. Diener versuchen, die Rattenlöcher mit Blech zu vernageln, machen vereinzelt mit Hunden Jagd auf Ratten,

aber die wehren sich und überleben. Die Franzosen erwägen, sie mit Arsen zu vergiften, lassen den Gedanken jedoch fallen, weil die verdorrten Ratten einen unerträglichen Gestank verbreiten würden.« Man bekam die Rattenplage offenbar nicht in den Griff. Arsen wurde damals, als Köder meist in »Mehl-Kekse« gemischt, auch als Rattengift benutzt. Es war billig und überall erhältlich.

Napoleon wird häufig von Bronchialkatarrhen geplagt. Zahnfleischentzündungen und Karies kommen hinzu, die Beine beginnen anzuschwellen. Seit 1817 klagt der Kaiser wieder über einen dumpfen Schmerz im rechten Oberbauch. »Le foie, le foie (die Leber, die Leber)«, flüstert er sorgenvoll. Daß der Tod in der Leber sitzt, ist damals wie heute medizinische Grundüberzeugung vieler Franzosen.

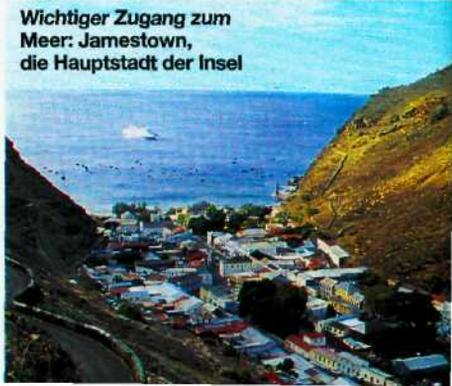
Am 23. September 1819 kommt Dr. Francesco Antommarchi auf Sankt Helena an und untersucht Napoleon zum ersten Mal. Er findet den Körper aufgedunsen, die Augen trübe und den Oberbauch druckschmerzhaft und verhärtet. Im Juli 1820 erkrankt der Kaiser erneut. Diesmal klagt er über Übelkeit und scharfe Schmerzen, »wie Messerstiche«, in der rechten Seite. Er magert ab, sein Allgemeinzustand verschlechtert sich.

Am 22. März 1821 diagnostiziert Antommarchi eine akute Gastritis und verordnet zwei Gaben Brechweinstein – eine Roßkur. Das Brechmittel bereitet Napoleon solche Qualen, daß er sich stöhnend auf dem Boden wälzt. Antommarchi ist mit seinem Latein am Ende und zieht den englischen Regimentschirurgen Dr. Archibald Arnott hinzu. Arnott untersucht den Schwerverkranken zum ersten Mal am 1. April 1821; er führt über die letzten Tage ein ausführliches Tagebuch. Hier Auszüge:

2. April: »Er klagt über nagende Schmerzen im Magen mit steter Übelkeit und Erbrechen.«

10. April: »Der Magen gab alles wieder zurück, was er aufgenommen hatte. Die Kräfte schienen mit rasender Geschwindigkeit zu sinken.«

Wichtiger Zugang zum Meer: Jamestown, die Hauptstadt der Insel



Longwood, die Residenz des Verbannten auf Sankt Helena (im roten Kreis auf der Karte): Die Räume waren feucht und kalt, die Wände schimmelig – und somit Gift für einen Menschen, der seit seiner Kindheit kränkelte

27. April: »Das aus dem Magen Ausgebrochene war eine dunkle Flüssigkeit, die dem Kaffeesatz ähnelte und ekelhaft roch.«

Am 29. April erbricht er sich achtmal. Er ist zeitweilig ohne Besinnung, phantasiert häufig; das Fieber wird stärker, der Puls ist unregelmäßig und stark beschleunigt, das Ende naht.

Noch am 27. April 1821 hat Napoleon seinem korsischen Landsmann Antommarchi folgende Instruktionen erteilt: »Nach meinem Tode, der nicht mehr fern sein kann, wünsche ich, daß Sie meinen Körper öffnen. Ich empfehle Ihnen besonders, meinen Magen genauestens zu untersuchen ... Das ununterbrochene Erbrechen bringt mich auf den Gedanken, daß mein Magen am meisten krank ist; und ich glaube fast, daß es dasselbe Leiden ist, das meinen Vater ins Grab gebracht hat; ich meine Magenkrebs ...«

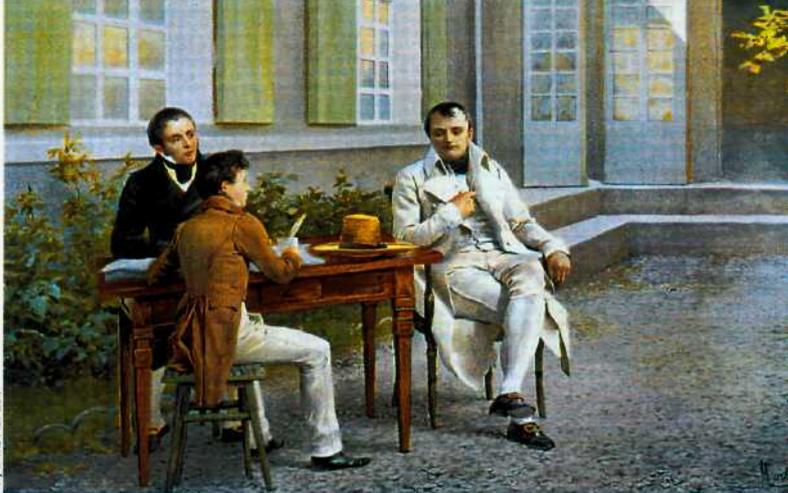
Napoleons Vater Carlo Buonaparte war mit 39 Jahren an Magenkrebs gestorben. Seine Schwestern Pauline und Caroline sollen ebenfalls an dieser Krankheit gelitten haben. Und seine Geschwister Lucien (Lucciano) und Anna Maria (Elise) klagten ihr ganzes Leben lang über einen »kranken Magen«. Zweifellos lag also eine familiäre Disposition für Magenkrankheiten vor.

Die Obduktion findet am 6. Mai 1821 um fünf Uhr nachmittags statt. Dr. Antommarchi, ein ausgebildeter Pathologe, führt sie durch. Anwesend sind sechs britische Ärzte, Vertreter des Gouverneurs, Graf de Montholon, Hofmarschall Bertrand und einige Diener Napoleons. Schon während der Obduktion entbrennen Meinungsverschiedenheiten zwischen Engländern und Franzosen. Vor der geöffneten Leiche wird heftig gestritten.

Ursache sind mögliche politische Folgen in Europa, die der Tod Napoleons nach sich ziehen könnte. Die Engländer wollen, daß er eines »natürlichen Todes« gestorben ist. Auf keinen Fall soll der Tod des Kaisers Folge seines sechs Jahre währenden Aufenthalts auf der tropischen Insel sein. Dabei geht es auch um eine eventuell auf Sankt Helena erworbene Leberentzündung. Die Franzosen wollen gerade mit dem Nachweis einer entzündeten Leber den Engländern die Schuld am Tod Napoleons in die Schuhe schieben.

Nach langen Debatten erstatten beide Seiten je zwei, in sich etwas unterschiedliche Obduktionsberichte. Es entsteht die medizinische Groteske, daß von einer Leichenöffnung vier Varianten des Befundes vorliegen – bis heute Ursache von Spekulationen, Theorien und Vermutungen.

Auszug aus dem offiziellen Bericht der englischen Ärzte: »Bei oberflächlicher Betrachtung erschien der Leichnam sehr fett. Einen Zoll vom Pförtner (Magenausgang; die Red.) entfernt, entdeckte man ein Geschwür, das die Magenwände durchbohrt hatte ... Die innere Fläche des Magens bildete fast in ihrer ganzen Ausdehnung eine einzige Masse von Ge-



Mary Evans Pic. Libr.

schwüren, die bereits zum Krebs fortgeschritten waren ... Es machte sich keine Krankheitserscheinung in der Leber bemerkbar ...«

Das ist ein Ergebnis nach dem Geschmack von Gouverneur Lowe: Dicke Fettschicht = gute Ernährung (durch die Briten!); keine krankhaften Veränderungen der Leber = keine Leberentzündung; Diagnose »Magenkrebs« = unabwehrbarer Tod durch eine unheilbare Krankheit.

Im Widerspruch dazu die Befunde des Obduzenten Dr. Antommarchi: »Der Kaiser war seit meiner Ankunft zu Sankt Helena stark abgemagert. Sein Leibesumfang betrug nur mehr den vierten Teil des früheren ... Die Leber war chronisch entzündet, und die Magenwände waren zum Teil von einem krebsartigen Geschwür bedeckt.«

Das klingt nun völlig anders. Doch welcher Bericht stimmt tatsächlich mit den exakten Befunden überein, die von sieben Ärzten gesehen wurden? Wir werden es nicht mehr erfahren, denn keiner der Obduktionsberichte ist objektiv und emotionslos. Zumindest scheint Napoleon in den letzten 19 Monaten vor seinem Tod tatsächlich an Gewicht verloren zu haben. Diese Kachexie (starke Abmagerung, Kräfteverfall) gilt als typisches Symptom eines Krebsleidens.

Auch die »Leberentzündung« wird durch einen Bericht des englischen Marinearztes Dr. John Stokoe erhärtet, der bereits im Januar 1819 Napoleon untersucht hat. Gouverneur Lowe hielt jedoch nichts von dieser Diagnose und erreichte, daß Stokoe vor ein Militärgericht gestellt und aus der Marine entlassen wurde. Der völlig neutrale Erlebnisbericht von Betsy Balcombe bestätigt jedoch ebenfalls eine Lebererkrankung des Kaisers. Die Tochter des Proviantlieferanten William Balcombe hatte als 14jährige mit ihm Freundschaft geschlossen. In ihren Erinnerungen schreibt sie, daß Napoleon im Frühjahr 1818 eine schwere Krankheit durchgemacht habe, mit einer Veränderung seines Äußeren: »Sein Gesicht sah aus wie gelbes Wachs« – eindeutiges Indiz für

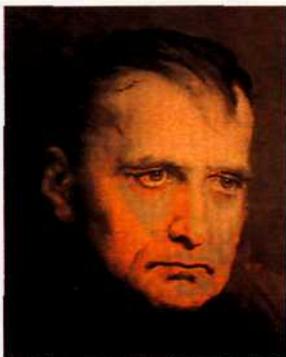
Das Leben noch einmal an sich vorbeiziehen lassen: Vor seinem Haus auf Sankt Helena diktiert Napoleon dem Grafen Las Casas (seinem Kammerherrn) und dessen Sohn seine Memoiren. Es war das Leben eines Helden: ein kometenhafter Aufstieg und ein tiefer Fall



E. Sampson/Gamma/Studio X

Napoleons Globus in Longwood. Gekennzeichnet: die Lage seiner Verbannunginsel. Mit dieser Weltkugel hatte der Entmachtete sein Schicksal ständig vor Augen

Eine Haarlocke sollte die Spekulationen über Napoleons Tod beenden



E. Sampedro/GAMMA/Studio X

Im Angesicht des Todes: eines der letzten Porträts von Napoleon auf Sankt Helena

Starb Napoleon an einer Arsenvergiftung? Die Analyse einer Haarlocke (rechts) zeigte einen deutlich erhöhten Arsengehalt. Das Gift lagert sich auch in den Haaren ab. 1994 untersuchte das US-Bundeskriminalamt FBI die Locke (unten). Die Mordtheorie bestätigte sich nicht. So bleibt die Todesursache weiter rätselhaft

eine Gelbsucht. Ob es sich dabei um eine Leberentzündung im Sinne einer Hepatitis gehandelt hat, bleibt naturgemäß unklar.

Antommarchi hat in seinen später verfaßten Memoiren noch eine dritte Variante genannt. Darin beschreibt er tuberkulöse Kavernen (Hohlräume) in beiden Lungenoberlappen, daneben auch vergrößerte Lymphknoten, also eine Tuberkulose als Ursache für Napoleons Tod – deutlicher Hinweis auf die miserablen, von den Engländern zu verantwortenden Lebensbedingungen auf Sankt Helena.

Eine letzte Variante des Obduktionsberichts bestellt Gouverneur Hudson Lowe zwei Jahre später (1823) bei Dr. Walter Henry, einem Chirurgen des 66. Regiments, der ebenfalls bei der Autopsie anwesend war. Henry bestätigt in seinem eindeutigen Gefälligkeitsgutachten den Befund seiner Kollegen: »Der Körper hat-

te eine starke Fettschicht ... Die Lungen waren vollkommen gesund ... Die ganze innere Oberfläche des Magens zeigte einen Haufen krebsartiger Geschwüre oder Verhärtungen ... Die Leber hatte den normalen Umfang, das Lebergewebe war vollständig gesund.«

Heute steht für die meisten Napoleon-Forscher als Todesursache des Korsen eindeutig ein Magenkarzinom fest. Eine beiläufige Bemerkung in den Memoiren seines Hofmarschalls Henri-Gratien Bertrand deutet ebenfalls auf diese Diagnose hin. Danach verlor Napoleon im Jahr 1819 den Geschmack an Schnupftabak, von dem er bis dahin große Mengen genommen hatte – eine plötzliche Abneigung gegen Tabak gilt oft als frühes Anzeichen für Magenkrebs.

Im Jahr 1955 erscheinen die Memoiren des Ersten Kammerdieners Louis Marchand. Erst 79 Jahre nach Marchands Tod haben seine Nachfahren ihre Veröffentlichung erlaubt. Und diese liefern den Stoff, der aus dem Tod Napoleons einen sensationellen Mordfall zu machen scheint: Der Kaiser ist mit Arsen vergiftet worden! Zumindest glaubt das der Zahnarzt und Napoleon-Fan Dr. Sten Forshufvud aus Göteborg. Er will bei der Lektüre von Marchands Buch erkannt haben, daß das Krankheitsbild Napoleons nicht auf Magenkrebs, sondern auf Arsenvergiftung hindeutet.

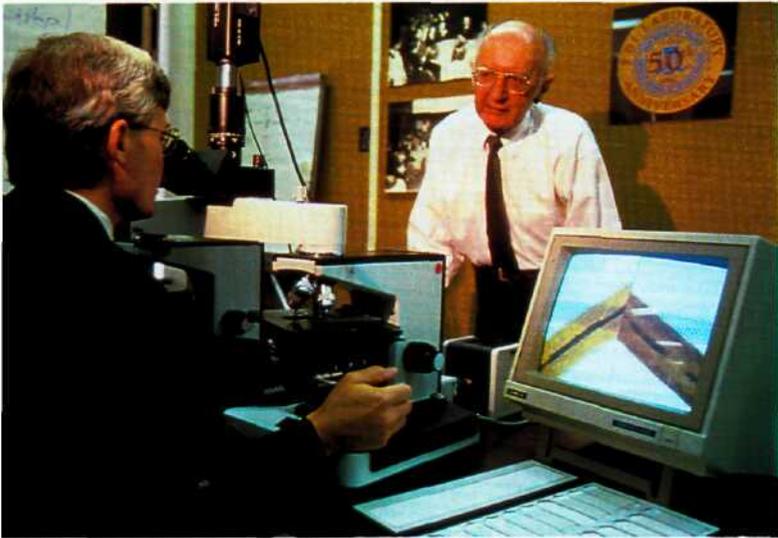
Arsen, seit dem 14. Jahrhundert als Gift bekannt, gilt als klassisches Mordwerkzeug. Als Arsenik ist es ein farb-, geschmack- und geruchloses Pulver, so daß es einem Menschen unbemerkt eingeflößt werden kann. Es wird unter anderem in den Haaren gespeichert und kann daher noch nach dem Tod des Opfers nachgewiesen werden.

Der Mordbeweis hängt also buchstäblich an den Haaren. Man mußte nur welche finden. Forshufvud wußte, daß der kleinwüchsige Korse, der damaligen Sitte folgend, vielen seiner Verwandten, Freunde und Untertanen als *Gunstbeweis eine Strähne seines rotbraunen Haares* geschenkt hatte. Nach seinem Tod rasierte man seinen Kopf. Diese Haare sollten seine Frau Marie-Louise und sein Sohn erhalten, erreichten jedoch nie ihren Bestimmungsort, sondern blieben bis heute im Besitz von Familien, deren Vorfahren einst zu Napoleons Gefolgsleuten auf St. Helena gehörten.

Wie ein Amateurdetektiv treibt der schwedische Zahnarzt tatsächlich einige Haarproben Napoleons auf und läßt sie von Dr. Hamilton Smith im Gerichtsmedizinischen Institut der Universität Glasgow mit Hilfe einer radioaktiven Methode untersuchen. Die Er-



Hobeauf/Laser/Gamma/Studio X (P)



gebnisse sind überraschend: Der erste Test im Juli 1960 ergibt einen Arsengehalt von 10,38 Mikrogramm Arsen pro Gramm Haar – normal sind 0,5 bis 1,3 Mikrogramm. Die zweite Analyse Ende 1961 erfolgt mit einer Locke, die ursprünglich der Kammerdiener Abram Noverraz besaß. Sie zeigt, daß der Giftstoff nicht gleichmäßig in den einzelnen Haaren verteilt, sondern an bestimmten Abschnitten konzentriert ist – Zeichen dafür, daß Napoleon in unregelmäßigen Abständen Arsen zu sich genommen hat. Weitere Untersuchungen ergeben verschieden hohe, aber deutlich über dem Normalen liegende Arsenwerte.

Kanadische Wissenschaftler am Kinderhospital von Toronto und des Slowpoke-Atomreaktors der dortigen Universität bezweifeln 20 Jahre später diese Ergebnisse. Sie finden bei der Untersuchung anderer Haarproben Napoleons keinen erhöhten Arsenikspiegel (0,7 bis 1 Mikrogramm pro Gramm Haar), doch einen »moderaten« Gehalt an Antimon. »Die fortgeschrittene Technologie erlaubt es uns jetzt, die Radioisotope von Arsenik, Antimon und Brom klar zu trennen. Frühere Analytik-Methoden waren dazu noch nicht in der Lage«, stellen die Wissenschaftler aus Toronto fest. Das heißt: die Ergebnisse der sechziger Jahre sind falsch, zu hohe Arsenwerte wurden im Haar Napoleons gemessen.

Und: »Antimon ist insofern interessant, weil es Bestandteil vieler Medikamente jener Zeit war, besonders von Brechweinstein.« Das hat der Kaiser nachweislich des öfteren erhalten (siehe oben). Die kanadischen Forscher sind überzeugt, »daß Napoleon nicht an einer chronischen Arsenvergiftung gestorben ist«.

Aus den in Glasgow gemessenen Werten folgert Forshufvud aber Anfang der sechziger Jahre, daß Napoleon von 1816 bis zu seinem Tod in Intervallen mit Arsen vergiftet wurde. Doch wer war der Mörder? Der Amateurforscher hat auch darauf eine Antwort: Graf Charles-Tristan de Montholon soll den Kaiser vergiftet haben – im Auftrag des Grafen von Artois, dem späteren König Karl X. von Frankreich (1824–1830). Angebliches Motiv: Die Angst der Bourbonen vor Napoleon und ihr unerbittlicher Haß auf den Usurpator. Der Graf von Artois, so Forshufvud, habe Montholon gezwungen, mit nach Sankt Helena zu gehen, um den Kaiser dort zu ermorden. Anderenfalls drohe ihm Kriegsgesicht und Gefängnis, weil er 6000 Francs aus der Armeekasse veruntreut habe.

Das klingt zunächst einleuchtend. Aber war der gerade 32jährige Montholon lebensmüde, als er im Gefolge Napoleons auf Sankt Helena landete? Mußte er die Gefahr, als Mörder entdeckt zu werden und seinen Kopf zu verlieren, nicht mehr fürchten als ein paar Jahre Gefängnis? Und warum hat er sich mit der »Ermordung« sechs Jahre lang Zeit gelassen? Wo doch das Risiko einer Entdeckung mit jedem Jahr größer geworden wäre!

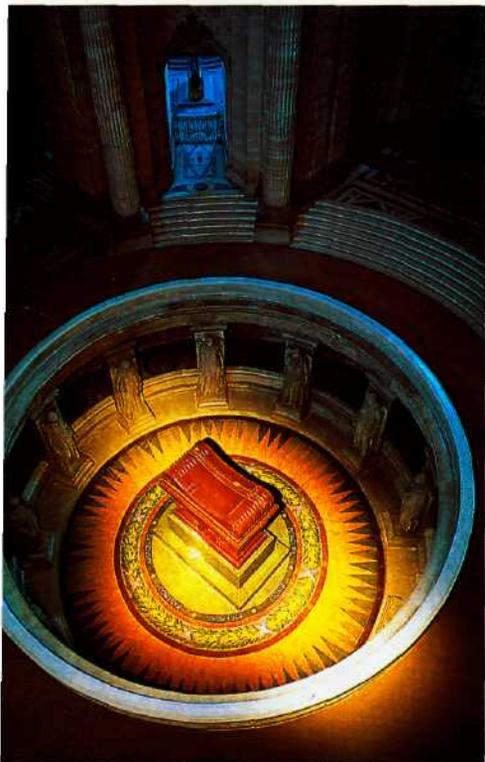


Sonderlich überzeugend ist also Forshufvuds Mordtheorie nicht. Denn nach anderen Quellen war Montholon ein bedingungsloser Bonapartist, der sich kaum als Werkzeug des verhassten Ancien Régime hätte mißbrauchen lassen. Im Jahr 1840 stand er an der Spitze der gescheiterten Expedition, die den Neffen des Kaisers – den späteren Napoleon III. – an die Macht bringen sollte. Diese Treue zu seinem exilierten Herrscherhaus büßte er mit sechs Jahren Festungshaft. Und als Montholon Ende der zwanziger Jahre in schwere finanzielle Bedrängnis geriet, rührte der Graf von Artois, inzwischen als Karl X. auf dem französischen Thron, keinen Finger. Auch dies spricht nicht gerade für ein besonders inniges Verhältnis.

Eine neue überraschende Lösung des Arsenrätsels wird 20 Jahre nach Forshufvuds Thesen aus der englischen Universität New-

Nach seinem Tod bestattete man Napoleon auf Sankt Helena. 19 Jahre später, am 15. Oktober 1840, überführte man den Leichnam nach Frankreich. Das Bild zeigt, wie der Sarg mit dem Toten im Hafen von Jamestown auf die Fregatte *La Belle Poule* verladen wird. Das Ziel ist Frankreich. Die Überführung hatte der Bürgerkönig Louis-Philippe angeordnet. (Gemälde von Eugène Isabey, 1804–1886)

Im Invalidendom thront der Sarkophag des großen Kaisers der Franzosen



In der Krypta des Invalidendoms in Paris fand Napoleon die letzte Ruhe. In einem triumphalen Zug hatte man ihn im Dezember 1840 dorthin überführt. Die Städtenamen, um den Sarkophag angeordnet, stehen symbolisch für seine bedeutenden Schlachten



Hilf. Fabrice Chr. Esber

castle bekannt. Dort glaubt Dr. David Jones: Die Vorliebe Napoleons für die Farbe Grün ist schuld an seiner Arsenvergiftung!

Der Physiker hat herausgefunden, daß ab 1800 billiges, stark färbendes Kupferarsenit (»Scheeles Grün«, so benannt nach seinem Entdecker Carl Wilhelm Scheele) häufig in Farben und auch zur Färbung von Tapeten verwendet wurde. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts zeigt sich dann jedoch die Gefährlichkeit dieser Farbpigmente: Offenbar gelangt Arsenik aus den Tapeten in die Zimmerluft und wird von den Bewohnern eingeatmet. Hunderte von unglücklichen Hausbesitzern entwickeln die Symptome einer Arsenikvergiftung, einige sterben sogar daran. Der italienische Biochemiker E. Gosio entdeckt 1893 die Ursache: Sobald grüne Tapeten etwa in schlecht geheizten Räumen feucht werden, siedeln sich Schimmelpilze auf ihnen an. Sie verwandeln das Arsenit in das hochgiftige Arsenik; es wird aus der Tapete freigesetzt und eingeatmet.

Wurde auch Napoleon Opfer einer grünen Tapete? Dr. Jones will es genau wissen und fragt in einer Radiosendung die Hörer. Tatsächlich schreibt ihm eine Dame aus Norfolk, daß sie ein Sammelalbum mit Tapetenstückchen aus Napoleons Zimmer besitze. Ein Diener hat sie vermutlich kurz nach dem Tod des Imperators von der Wand gerissen und das Album vererbt oder verkauft.

Dr. Ken Ledigham von der Universität East Kilbride untersucht die Tapetenprobe mit modernsten Methoden – und findet Arsenik! Napoleons grüne Stofftapete enthält durchschnittlich 0,12 Gramm des Giftstoffes pro Quadratmeter. Dr. Jones räbt sogar eine Studie über 20 Tapetenvergiftungen aus, die ein Dr. C. R. Sanger schon 1893 in den USA veröffentlicht hat. Sanger weist darauf hin, daß die weniger arsenhaltigen Tapeten sogar

die giftigsten sein können: Der Schimmel gedeiht auf ihnen reichlicher: Dr. Sangers Patienten klagten alle über typische Magen- und Darmbeschwerden. Sie erholten sich, sobald die Tapeten entfernt worden waren.

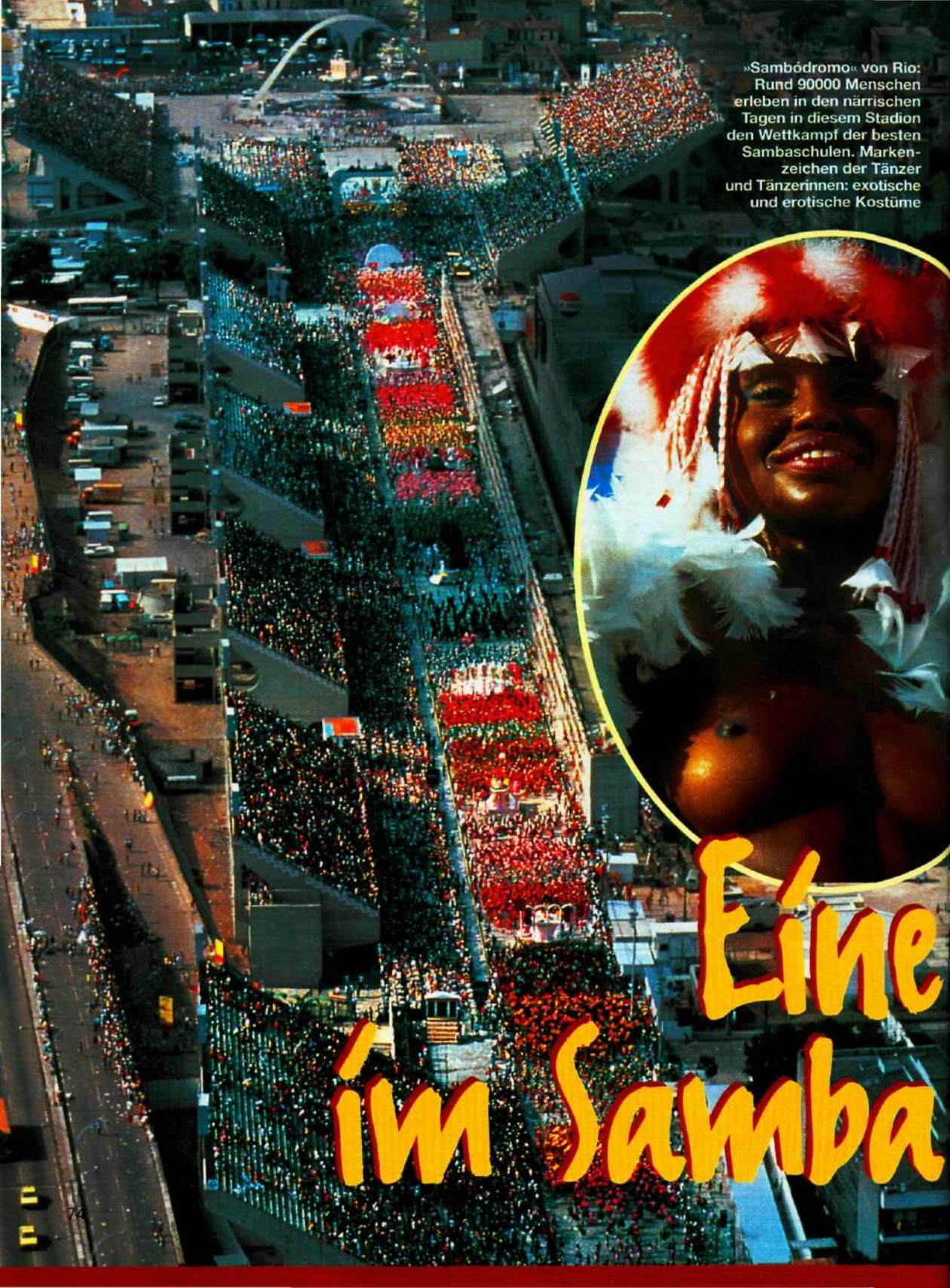
Jetzt scheint alles zu stimmen: Napoleons Wohnhaus auf Sankt Helena, Longwood House, hatte grüne Tapeten, war tatsächlich dauernd feucht und besaß eine bemerkenswert »ungesunde Atmosphäre«. Dr. O'Meara berichtet über Napoleons Räume: »Die Wände waren mit einer grünen Feuchtigkeit und mit Schimmel bedeckt, feucht und kalt ...«

Und Napoleon hatte nicht nur grüne Tapeten. Er saß auf grüngestrichenen Rohrsthühlen und schlief hinter grünseidenen Bettvorhängen. All das ließ er neu streichen und färben! Und so gelangte Arsenik aus »Scheeles Grün« sicherlich in Napoleons Körper und Haare. Sogar im Tode zollte man seiner Lieblingsfarbe noch Tribut: Sein Leichnam wurde in die grüne Uniform der Gardékürassiere gehüllt. Das Arsenik hat Napoleon nicht getötet, meint Dr. Jones. »Aber es könnte zweifellos zu seiner Krankheit beigetragen haben. Dennoch besteht keine Notwendigkeit, eine Verschwörung anzunehmen.«

Einleuchtend erscheint auch die Diagnose von Professor Stefan Winkle aus Hamburg. Der Hygieniker favorisiert als Todesursache die Amöbenruhr. Diese tropische Infektionskrankheit wird durch tierische Einzeller verursacht und ruft die bei Napoleon beobachteten Symptome hervor. Sie verläuft häufig chronisch und führt auch zur Bildung eitriger Höhlen in der Leber. Ein solcher Leberabszeß, so Professor Winkle, habe sich in den Magen des prominenten Patienten hinein eröffnet. Dr. Antommarchi, der Obduzent, habe jedoch die richtige Diagnose nicht stellen können, weil »zu jener Zeit das klinische Bild der Amöbeninfektion unbekannt war«.

So darf über Napoleons Tod und seine Ursachen weiterhin geforscht und spekuliert werden. Die Erfolgsaussichten sind allerdings gering: Außer den Haarlocken des Kaisers gibt es keine verwertbaren objektiven Beweismittel mehr. Wenn überhaupt, liegt die Lösung des Rätsels im Invalidendom zu Paris. Dort hat der erste Kaiser der Franzosen seit 1840 seine letzte Ruhe gefunden.

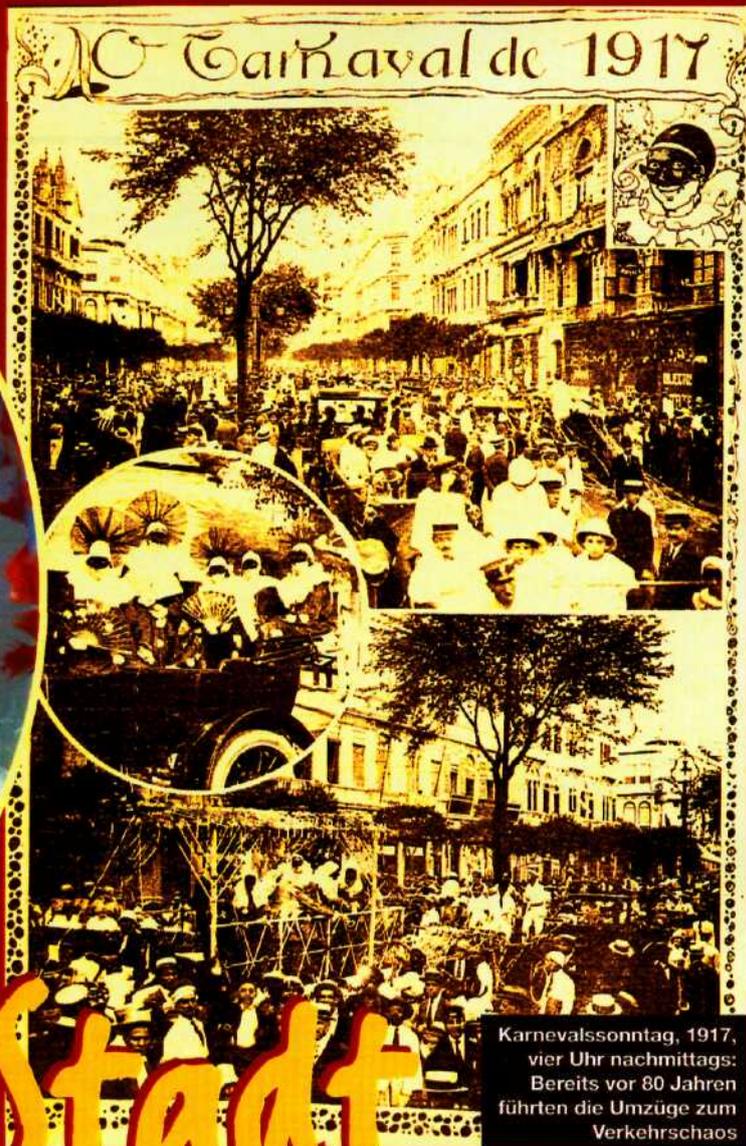
Heute scheint sich niemand mehr für die Haare des Korsen zu interessieren: Jean Fichou, ein französischer Amateur-Historiker und Besitzer einer angeblich echten Locke, bot sie 1994 bei einer Auktion in Chicago für 200 000 Dollar an. Ein Käufer fand sich jedoch nicht. ★



»Sambódromo« von Rio:
Rund 90000 Menschen
erleben in den närrischen
Tagen in diesem Stadion
den Wettkampf der besten
Sambaschulen. Marken-
zeichen der Tänzer
und Tänzerinnen: exotische
und erotische Kostüme



Eine im Samba



Karnevalssonntag, 1917,
vier Uhr nachmittags:
Bereits vor 80 Jahren
führten die Umzüge zum
Verkehrschao

Stadt -Rausch

Zwei Milliarden Mark verschlingt jedes Jahr das Karnevalsspektakel von Rio de Janeiro. Hier lesen Sie, wie sich, wohl einmalig in der Welt, europäische und afrikanische Kultur zu einem rauschenden Straßenfest vermischten

Von Wolfgang Küchler

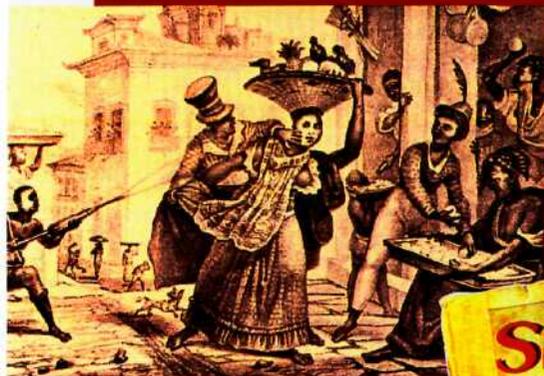
Pappige Mehlklößchen statt bunter Luftschlangen, mit übelriechenden Flüssigkeiten gefüllte Gummispritzen statt Konfetti, schrille Katzenmusik statt dröhnender Sambatrommeln, wüste Schlägereien statt beschwingter Tanzparaden – das war fast drei Jahrhunderte lang der Karneval von Rio, bevor er sich zur größten und farbenprächtigsten Straßenoper der Welt entwickelte.

Das derbe Volksvergnügen vor dem Beginn der Fastenzeit hieß damals *entrudo* (aus lat. *introitus* = Eintritt, Eröffnung) und war von den portugiesischen Eroberern nach Brasilien gebracht worden. Im Jahr 1600 wurde er zum ersten Mal gefeiert, in der Folgezeit verbot die Regierung wegen der Prügeleien und Umtriebe mehrfach das dubiose Vergnügen. Auf Dauer aber war das ausgelassene Treiben nicht zu unterdrücken.

1641 ließ der Gouverneur Correa de Sá e Benevides in Rio de Janeiro die Ausrufung von Johann IV., dem Erneuerer der portugiesischen Monarchie, zum König von Portugal feiern. Die Menschen zogen kostümiert und maskiert durch die Straßen und tanzten zu lautstarker Musik. Historiker sehen deshalb 1641 als das »Jahr Null« des Karnevals von Rio an.

1786 war erneut ein Ereignis im fernen Lissabon der Anlaß für ein dreitägiges Straßenfest in Rio: die Hochzeit des Regenten Johann mit

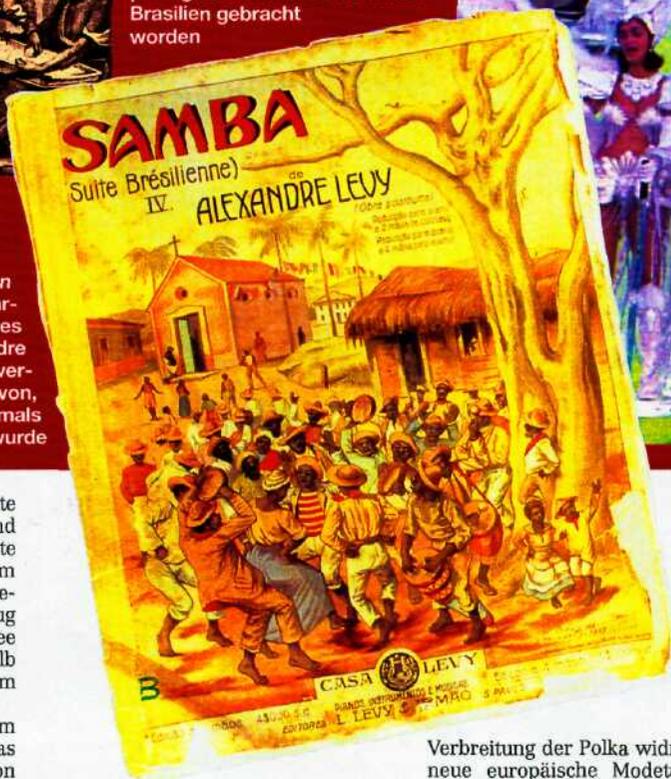
Wettkampf der Sambaschulen: 200 000 Mark Preisgeld für die heißeste und originellste Show



Karnevals-Szene aus dem 16. Jahrhundert. Ein Junge spritzt Wasser, Jugendliche werfen mit Teigbällen: Damals waren die Straßenfeste ruppig – und man trug auch noch keine Kostüme. Das derbe Volksvergnügen war von den portugiesischen Eroberern nach Brasilien gebracht worden



Werbedruck für ein Karnevals-Konzert um die Jahrhundertwende – zu Ehren des Komponisten Alexandre Levy (1864–1892). Das Plakat vermittelt einen Eindruck davon, wie der Straßenkarneval damals gefeiert wurde



Carlota Joaquina. (Johann flüchtete später vor Napoleon nach Brasilien und wurde 1816 als Johann VI. der erste König von Brasilien.) Jetzt gab es zum ersten Mal einen Umzug mit Allegorie-Wagen, mit Musik und Tanz. Der Zug war die Keimzelle für das große Defilee der Sambaschulen, das anderthalb Jahrhunderte später jedes Jahr zum Höhepunkt des Karnevals wurde.

Entscheidende Veränderungen im »Carnaval Carioca« (Cariocas nennen sich die Einwohner von Rio selbst nach einem indianischen Wort) gab es ab dem Jahr 1835. Galt bis dahin der *entrudo* als »Spritzbad von schlechtem Geschmack«, vor dem die Reichen der Stadt auf ihre Landgüter flüchteten, wurden jetzt die ersten Bälle inszeniert mit Masken, Kostümen, Konfetti, Luftschlangen und Parfümsprays.

Am 22. Januar 1840 lud die Leitung des Hotels Itália zum ersten öffentlichen Maskenball: Eine Italienerin, die mit dem Besitzer des Hotels verheiratet war, hatte das Fest – animiert durch

Berichte über die großen Maskenbälle in Europa – für die besseren Kreise von Rio organisiert. Getanzt wurde nach europäischen und karibischen Rhythmen: Walzer, Habanera, Quadrille und Schottisch, ein Gesellschaftstanz im schnellen Zweivierteltakt.

Der Ball fand großen Anklang und wurde am 20. Februar wiederholt. In den folgenden Jahren richtete eine neugegründete Gesellschaft die Bälle im Hotel Itália aus, die sich »Sociedade Constante Polca« nannte und sich der

Verbreitung der Polka widmete. Dieser neue europäische Modetanz machte schnell auch in Brasilien Furore. Karnevalsbälle folgten in Theatern und Nobelhotels und wurden von den aristokratischen Vereinigungen gefördert. Während der drei närrischen Tage durften auch Paraden im europäischen Stil nicht fehlen: Militärkapellen spielten auf, und Pferde zogen festlich geschmückte Wagen durch die Straßen.

Das alles aber war nichts für die armen Leute, denen 1853 der *entrudo* zum letzten Mal verboten worden war. Sie konnten sich die Eintrittskarten für die teuren Maskenbälle nicht leisten,



Karnevals-Umzug im »Sambódromo« am Rosenmontag 1997: Die traditionsreiche Samba-schule »Mocidade Independente« brillierte mit einer überdimensionalen Einstein-Figur. Solche Allegorien aus Pappmaché werden auf Wagen durch die Arena gezogen, vorbei an einer 60köpfigen Jury. Sie bewertet vor allem die Originalität der Präsentation, doch auch ausgefallene Kostüme und mitreißende Rhythmen bringen Punkte

E. Pires/AP

und die militärisch ausgerichteten Paraden waren auch nicht nach ihrem Geschmack. Die Habenichtse kamen meist aus den Favelas, den Slums, und rekrutierten sich in der Mehrzahl aus Farbigen aller Schattierungen. Sie bildeten eigene Karnevalsgruppen, sogenannte *cordões* (Plural von *cordão* = Schnur, Kordon, Postenkette), mit denen sie als Clowns, Könige, Indios oder Teufel kostümiert singend und tanzend in den Straßen paradierten. Sie hatten bei ihrem Auftritt mit Sicherheit so viel Spaß wie die Reichen bei ihren Bällen.

Die Musik der *cordões*, akzentuiert durch die Rhythmen zahlloser Schlaginstrumente, war afrikanisch beeinflusst: ein Erbe der früheren Zwangseinwanderung. Von 1538, als die ersten afrikanischen Sklaven brasilianischen Boden betraten, bis zum Ende des Sklavenhandels 1850 wurden schätzungsweise 3,5 Millionen Schwarze nach Südamerika verfrachtet – etwa sechsmal mehr als in die USA. In Brasilien lebt die größte von Afrikanern abstammende Bevölkerungsgruppe

außerhalb des schwarzen Kontinents. Schätzungsweise 60 Millionen Brasilianer – bei einer Gesamtbevölkerung von 160 Millionen Menschen – haben afrikanische Vorfahren. Nicht nur in der Musik, vor allem aber dort, hat deren Erbe im modernen Brasilien überlebt.

Afro-brasilianisch präsentiert sich auch das erste Lied, das speziell für den Karneval geschrieben wurde. 1899 hat der berühmte Karnevalsclub »Rosa de Ouro« (Goldene Rose) die Pianistin und Komponistin Chiquinha Gonzaga, die sich auch als Vorkämpferin für die Gleichberechtigung der Frauen hervorgetan hat, ein Lied zu schreiben. Sie komponierte es im *Marcha*-Rhythmus, einer lustigen Musik mit vielen Blasinstrumenten und Trommelwirbeln. Als Text schrieb sie dazu: »He, mach' Platz, denn ich will vorbei / Ich genieße das Leben / das will ich gar nicht leugnen ...«

Zur Jahrhundertwende hatten die Karnevalsgruppen ihre Blütezeit – 200 davon lizenzierte die Polizei allein im Jahr 1902. Daneben bilden sich in den

folgenden Jahren weitere Formationen: die *blocos* und *ranchos*, von denen einige zu Vorläufern der später dominierenden Samba-schulen wurden.

Musikalisch gab damals nach wie vor die *Marcha* den Ton an. Ihr folgte im Jahr 1920 die *Marchinha*, eine Mischung aus Polka, One-Step und dem amerikanischen Ragtime. Und wo bleibt der Samba? Wo und wie der Samba seinen Siegeszug angetreten hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Vermutlich stammt das Wort *samba* aus Angola, wo der Ausdruck *semba* in der Sprache der Kimbundu die Berührung des Bauchnabels als »Aufforderung zum Tanz« bedeutet. Diese Aufforderung war ursprünglich Bestandteil vieler alter afrikanischer Tänze.

Die Erben afro-brasilianischer Kultur siedelten auf den Hügeln rund um Rio (die heute fast alle Sitze der Favelas sind) und in einem Bezirk mitten in der Stadt, der *Praça Onze* (wörtlich übersetzt: Platz XI). Hier war der Zuzug so stark, daß das Viertel 1915 »Klein-Afrika« genannt wurde. →

Samba: Europäische Lyrik, lateinamerikanische Melodien und afrikanische Rhythmen



Kostümierte Straßenmusikanten aus dem Jahr 1909 (oben) mit den damals beliebten Gitarren und Mandolinen. Heute dominieren Rhythmusinstrumente die Musik auf den Straßen und im Sambódromo (großes Bild rechts)



In ihrer Freizeit trafen sich viele Einwanderer mit ihren Familien in den Häusern alter Matronen, die aus Bahia zugezogen waren und die man respektvoll *tias* (Tanten) nannte. Hier wurde musiziert, getanzt und heimlich auch den alten afrikanischen Gottheiten gehuldigt. Diesen hatte man nach der Bekehrung zur christlichen Religion oft die Namen Heiliger gegeben.

Ein Mittelpunkt afro-brasilianischen Lebens an der Praça Onze war das Haus von Tante Ciata aus Bahia, die mit richtigem Namen Hilária Batista de Almeida hieß. Hier trafen sich musikalisch begabte Zuwanderer regelmäßig zu einer Art »Jam Session«, wobei dann auch die ersten Schritte des Samba entwickelt wurden, wie wir ihn heute kennen. 1913 entstand hier das erste in den Musik-Annalen als Samba verzeichnete Lied, das auf Platte aufgenommen wurde. Es hieß »Pelo telefone« (Am Telefon). Der schlichte Text, der unter anderem von einem Mädchen erzählt, das einer anderen Frau den Liebhaber wegnehmen will, endet mit

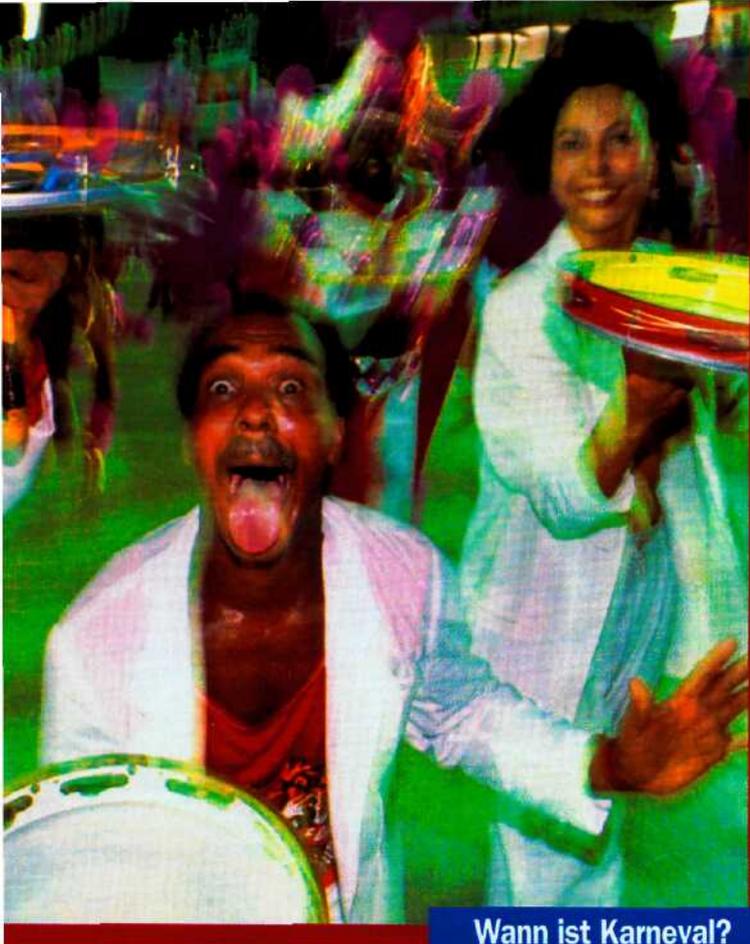


Sambatänzerin im Rausch der Rhythmen und Farben: Für ihr prächtiges Kostüm, an dem oft ein Jahr lang geschneidert wird, zahlt die Familie fünfstellige Summen und spart dafür mehrere Jahre

den Worten: »Wenn das Vögelchen nicht bekommt, was es will, liegt das daran, daß es niemals den Samba getanzt hat. Der Samba läßt dich zittern, er macht dich schwach, aber er schenkt dir auch viel Freude.«

Ein Dutzend Jahre später hat sich der Samba als »die« Musik des Carnaval Carioca durchgesetzt. Dazu trug vor allem bei, daß 1928 von einigen farbigen Pionieren des Samba, unter Führung des Komponisten Ismael Silva, im Stadtteil Estácio die erste Sambaschule gegründet wurde. Sie hieß »Deixa Falar« (Laß sie reden) und man hatte den Begriff »Schule« vermutlich gewählt, weil der Treffpunkt neben einer Grundschule lag. Selbstbewußt verkündeten die Pioniere: »Wer Kinder unterrichtet, wird Professor genannt. Wir, die wir alles über Samba wissen, sind auch Professoren und haben deshalb eine Schule gegründet, eine Sambaschule.«

Deixa Falar existierte nur fünf Jahre, aber ihre erste Parade auf der Praça Onze war das Signal für die Gründung weiterer solcher Schulen. 1930 defilieren



E. Pimenta/APP

Wann ist Karneval?

ten auf der Praça Onze bereits fünf neue Schulen, unter ihnen die 1929 gegründete »Primeira Estação« aus dem Stadtteil Mangueira. Den Namen »Erste Station« führte sie, weil Mangueira damals die erste Station der zentralen Eisenbahn war. Heute, 68 Jahre später, liegt Mangueira immer noch in der Spitzengruppe der Sambaschulen von Rio.

1933 erkannte die Präfektur der Stadt die Sambaschulen als eine Spezialkategorie der Karnevalsclubs an und verfügte ihre offizielle Registrierung und Lizenzierung. Auch deren Parade erhielt das amtliche Siegel und wurde zum festen Bestandteil des offiziellen Karnevalsprogramms, das von der Präfektur und dem Touring-Club erstellt wurde.

Damals stolperte ein Bürokrat im Lizenzierungsbüro über den Namen einer Sambaschule, die sich »Vai Como Pode« (Mach's, wie du kannst) nannte. »Können Sie sich nicht etwas Besseres einfallen lassen?« grunzelte er. »Wo liegt denn Ihr Klubhaus?« – »In der Rua da Portela«, war die Ant-

Das Wort ist vom italienischen *Carnevale* abgeleitet, das vermutlich aus dem lateinischen *Carne vale* = »Fleisch, leb wohl!« entstanden ist. Mit dem Sonntag vor Aschermittwoch begann ursprünglich die vor-österliche Fleischenthaltung, die Zeit des Feierns wurde dann um drei Tage vor dem Fasten erweitert.

Der Karneval beginnt immer sieben Sonntage vor dem Ostersonntag. Da Ostern auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond fällt, also in die Zeit zwischen den 22. März und den 25. April, variiert der Karnevalssonntag entsprechend. Der Karneval dauert drei Tage. Der Aschermittwoch eröffnet die Fastenzeit.

In Brasilien beginnt der Karneval aber auch offiziell schon am Samstag und dauert bis Dienstag. »In diesen vier Tagen fällt das Land ins Delirium«, hat ein Beobachter einmal festgestellt. In keinem anderen Land der Welt wird der Karneval so leidenschaftlich gefeiert wie in Brasilien.

wort. »Gut, warum nennen Sie sich dann nicht Portela?« Dabei blieb es dann, und Portela wurde eine der erfolgreichsten Sambaschulen aller Zeiten.

Mit der offiziellen Anerkennung der Sambaparaden wurden die Festlichkeiten auch aus dem Rotlicht-Viertel um die Praça Onze in die breiten Prachtstraßen der Innenstadt verlegt. Dort errichtete man jedes Jahr für Zehntausende Zuschauer überdachte Tribünen. Das kostete viel Geld und führte regelmäßig zum Verkehrschaos. 1984 hat man das Problem dadurch gelöst, daß in der Rua Marquês de Sapucaí eine eigene Sambabahn (»Passarela do Samba«) gebaut wurde. Die Cariocas nennen sie liebevoll »Sambódromo«. Der renommierte Architekt Oscar Niemeyer hat hier einen 700 Meter langen, von fest installierten Tribünen gesäumten Parcours entworfen, auf denen 90 000 Menschen das gewaltige Spektakel verfolgen können.

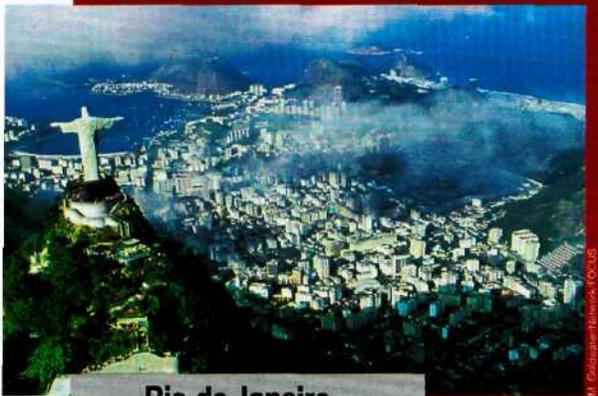
Allerdings dürfen dort jedes Jahr nur die Besten der Besten auftreten. 59 Sambaschulen sind in Rio und seinen Vororten registriert. Wie im Fußball – der anderen großen Leidenschaft der Brasilianer – sind sie in verschiedene Spielklassen eingeteilt. Und wie im Fußball ist jede Parade ein Wettbewerb, bei dem nach einem ausgeklügelten Punktesystem von einer 60köpfigen Jury der Gesamtsieger ermittelt wird.

In der obersten Klasse, der Grupo Especial, sozusagen der Ersten Bundesliga, treten 16 Sambaschulen an, die in zwei Durchgängen in der Nacht von Karnevalssonntag auf Montag und von Montag auf Dienstag den Champion küren. Erneut wie beim Fußball müssen die beiden Tabellenletzten in die Zweite Liga absteigen, während die beiden Gewinner dieser Gruppe in die Grupo Especial aufrücken.

Worum geht es beim Defilee der großen Sambaschulen? Ein Jahr lang haben Tausende von Musikern, Tänzern, Handwerker, Kostümschneidern und viele andere Mitwirkende auf diesen Höhepunkt hingearbeitet, der dann in 90 Minuten auf dem 700-Meter-Parcours des »Sambódromo« ablaufen muß. Wer länger braucht, wird mit Punkteabzug bestraft. 90 Minuten ausschließlich im Sambaschritt – nur die Männer, die die schweren, reich geschmückten Wagen schieben, sind davon ausgenommen.

Eine Sambaschule der Grupo Especial schickt etwa 4000 bis 5000 Mitwirkende auf die Piste. In prächtigen Kostümen (*fantasias*) bewegen sie sich

Am Aschermittwoch wird schon für den nächsten Karneval geplant



Rio de Janeiro für Reiselustige

Beim Karneval in Rio werden rund zwei Milliarden Mark umgesetzt. Über 50000 hauptamtliche Kräfte sind allein am Rosenmontag und Karnevalsdienstag mit der Organisation der Parade der Sambaschulen beschäftigt. Bis zu viertausend Mitglieder dieser Schulen tanzen durch den 700 Meter langen Sambódromo.

Karten zur Parade erhält man über Riotur (005521/2977117) und Embratur (005521/2732212) in drei Kategorien bis zu 1000 Dollar. Besonders empfehlenswert sind die Blocks 4, 7 und 11. Im Sambódromo steht alle 15 Meter eine Lautsprecheranlage!

Wer es etwas ruhiger mag, der kann Karnevalsbälle in Hotels und Clubs besuchen: im Copacabana Palace, im Cesar-Park-Hotel und im Othon-Palace-Hotel. Berühmt sind auch die Bälle im Jockey-Club, im Club »Monte Libano« und das Fest, das von dem berühmten Fußball-Verein Flamengo im Stadtteil Gavea veranstaltet wird.

Nach Rio de Janeiro kann man täglich fliegen – mit der brasilianischen Fluggesellschaft VARIG und der Lufthansa. Bestens informiert wird man über Brasilien und den Karneval durch die »Arbeitsgemeinschaft Lateinamerika«:

Telefon: 06485/4044; Fax: 4043.

Unterhalb Rios berühmter Christus-Figur (auf dem Corcovado) schließen sich am Aschermittwoch die Tore des Sambastadions (Sambódromo). Die Kostüme der Siegergruppe wandern ins Museum. Doch in den Sambaschulen laufen bereits die Vorbereitungen fürs nächste Jahr an. In die Katerstimmung mischen sich erste leise Trommelwirbel

singend und tanzend vorwärts, in der Mitte Wagen und Schmuckfigurinen. Dabei entwickeln sie eine Geschichte, die das Grundthema des Defilees bildet.

Ein Regelbuch, das ständig überarbeitet wird, schreibt vor, daß diese Geschichte irgend etwas mit Brasilien zu tun haben muß. Sie darf keine politischen Themen aufgreifen (vor Jahren beschäftigte sich eine Sambaschule mit einem längst vergessenen Grenzkrieg mit Paraguay, was prompt zu diplomatischen Verwicklungen führte), und sie darf keine Werbung enthalten. Sonst sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt, und der Bezug zu Brasilien wird auch nicht immer so eng gesehen.

So hatte die Sambaschule Beija-Flor (wörtlich: »Blumen-Küsser« – der brasilianische Name für Kolibri) in den achtziger Jahren einmal ihren Umzug unter das Thema »Das achte Weltwunder« gestellt. Da wurden im Titelsamba die sieben Weltwunder der Antike besungen und auf den Allegorie-Wagen prächtige Nachbildungen mitgeführt – die Pyramiden von Giseh, die hängenden Gärten der Semiramis in Babylon, der Tempel der Artemis in Ephesos, das Kultbild des Zeus von Phidias, das Mausoleum in Halikarnassos, der Koloß von Rhodos und der Leuchtturm von Pharos bei Alexandria. Und was war nun das achte Weltwunder? Ganz einfach: der Karneval von Rio, der sich auf der Piste des »Sambódromo« sozusagen selbst darstellte, und zwar höchst lebendig.

Zum Titelthema des Defilees, über das schon Monate vorher entschieden wird, muß natürlich eine passende Musik komponiert werden. Das ist der Titelsamba, für den jede Schule einen Komponisten-Wettbewerb ausschreibt. Die drei Sambas, die in die engere Wahl kommen, werden dann im September bei öffentlichen Proben, in den Hauptquartieren der Schulen wieder und wieder gespielt, bis dann im Oktober die Entscheidung fällt – bei brechend vollem Haus und tobendem Publikum.

Schon vor dem großen Tag werden die Titelsambas der in der Grupo Especial vertretenen Schulen auf einem millionenfach verkauften Album herausgebracht und täglich in Radio und Fernsehen gespielt, so daß jeder Carioca sie lange vor den Karnevalsnächten auswendig kennt. Und alle, die dann auf den Tribünen des »Sambódromo« sitzen, singen im Chor mit.

Ein wichtiges Element jeder Parade ist auch die Rhythmusgruppe von 300 bis 400 Schlagzeugern, die bis zu 12 verschiedene Instrumente mit sich führen. Die haben so schöne Namen wie Surdo, Cuíca, Pandeiro, Agogô oder Reco-Reco und sollen mit ihren lautstarken Trommelschlägen dafür sorgen, daß der Rhythmus des Samba bei den weit auseinandergesetzten Gruppen von Anfang bis Ende des Zuges gleichbleibt, daß die »Schule« nicht aus dem Takt gerät. Das hätte für die Wertung katastrophale Folgen.

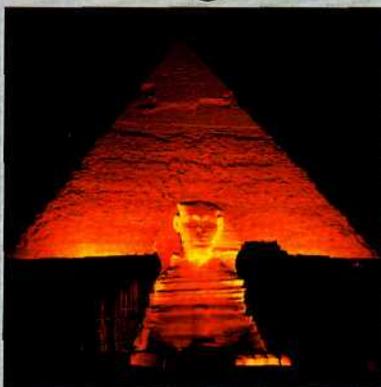
Experten beurteilen schließlich die Darbietungen jeder Schule mit Noten von eins bis zehn, unter anderem nach dem gewählten Thema, dem Titelsamba, den Allegorie-Wagen, dem Gleichklang zwischen dem gesungenen Samba und der Rhythmusgruppe, den Kostümen und der Choreographie. Am Aschermittwoch verkündet die Jury dann ihr von allen mit Spannung erwartetes Urteil. Für die Sieger-Schule ist das Anlaß für ein rauschendes Fest: Im Hauptquartier feiert sie mit ihren Fans bis zum Morgengrauen und verlängert so den Karneval um eine Nacht.

Am Tag darauf beginnen in den meisten Sambaschulen schon wieder die Vorbereitungen für den Karneval des nächsten Jahres. Denn trotz Rock und Pop, die auch die Musikszene von Rio de Janeiro verändert haben, wird vor allem in den Monaten vor den vier tollen Tagen und Nächten eine Musik alles übertönen: Es ist »Sua Majestade, o Samba« – Seine Majestät der Samba, die in den Straßen Rios gefeiert wird. ★

Mitarbeit: Joseph Schepbach

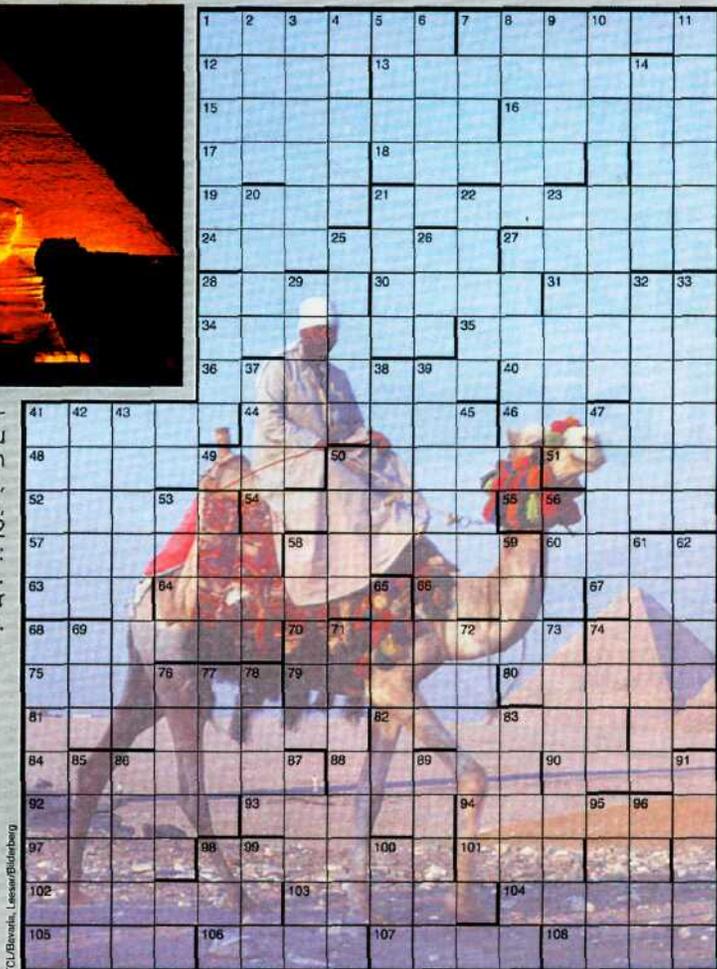
Sieben Fragen zu den Pyramiden

Hier ein kleiner Test zu Ihrem Wissen über das Pharaonenreich: Die orange gekennzeichneten Fragen im Rätsel haben einen direkten Bezug zum Foto rechts. Unter den Einsendern des korrekten Lösungsworts verlosen wir 10 Jahresabonnements von



PM.HISTORY. Sie haben drei Möglichkeiten, das Lösungswort an PM. zu schicken: per Postkarte an Redaktion PM., Kennwort: HISTORY-Rätsel, Postfach 430764, 80737 München, per Fax an (089) 4152-652 oder an folgende e-Mail-Adresse: raetsel@pm-magazin.de. Einsendeschluß: 1. April 1998. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Waagerecht 1 Trieb Kolumbus gen Westen 7 Skiparadies 12 Beim Bigge-Stausee 13 Eintrittskarte zum Kloster 15 Unbearbeitetes Werkstück = Rücksichtsmuffel 16 Stephensons Zugweg 17 Nicht alles 18 Europas zweitgrößtes Süßwasserreservoir 19 Verbindet Karenina und Moffo 21 In welchem Land stehen die Pyramiden? 24 Komprimiertes Wissen 27 Reformierender Junker 28 Was waren die Pyramiden? 30 Gottschalks Frau (Vorn.) 31 Blondine unterm Federvieh 34 Vormagen der Wiederkäuer 35 Engl. Einfügung 36 Schützte bei den alten Griechen das wilde Getier 40 Vieh->Matratze 41 Kegelstumpf 44 Teil der Handwerkskammer 46 Einreibe 48 48, Stern in US-Flagge 50 Roman Rous-seaus 51 Schif 52 Höchster Wert 54 Insulare Gesellschafterin 55 Zwillingsorgan 57 Frau im gespiegelten Tibetaner 58 Flotter ...: Sex as Sex can 60 Wozu sich Äpfel und Birnen addieren lassen 63 Spessort 64 Im Stein hervor-gehoben 66 Golf im Jemen 67 71 68 Mährens Hauptstadt 70 Techniker-Tätigkeit 74 Gallert 75 Unannehmlichkeiten, schlimmer 79 Alt-griech. Dichter u. Musiker oder span. Fluß zwischen A und N 80 Das Gold des Mittelmeer-gebiets 81 Truppenteil 82 Ernte bzw. Erlös 84 Verknöchert Lebewesen 88 Wird einge-rhonet 90 Bargeldlose Schuldbegleichung 92 Indoeuropäer, heute anrühlich 93 26. Element 94 Engl. Herausgeber 97 Pflugmesser 98 Krimi-Christie (Vorn.) 101 Hat das einzige wirkliche Multi-Kulti-Plenum 102 Trocken-biotop für Pyramiden? 103 Heißt auch Meier oder Meirich 104 T.S., der engl. Dichter (Nachn.) 105 Eifel-Burg 106 Rolle im »Fliegen-den Holländer« 107 Ungefüllt in Ostfrriesland 108 Geometrischer Mittelpunkt Siziliens.



Lösungswort:

58	15	42	38	105	58	48	15
----	----	----	----	-----	----	----	----

Senkrecht 1 Prunktor 2 Abführ-Lilie 3 Welcher Menschenlöwe bewacht die Pyramiden? 4 Dolomitenkette 5 Über den Nennwert hinausgehend 6 Dreschort 7 Macht Aquarianer zu Pflanzenzüchtern 8 Kinderwagen 9 Schützt Gdingen vor der See 10 Erregendes Erlebnis 11 Stimmgeritz 14 Festessen 20 Roms Oberzundler 21 Mit X: die ungelösten Fälle des FBI 22 Schiefer 23 Landet Hits 25 »Puppenheim«-Errichter (Nachn.) 26 Hat Hammer und Amboß 27 Horst, der Hamburger Zeichner (Nachn.) 28 Wird mit der Pfeife geblasen 29 Italo-Speier 32 Viehfutter aus der Brauerei 33 Tastenpflicht 37 Schaumburger Wesertalerin 38 Als was wurde ein Toter in den Pyramiden bestattet? 39 In-Bewegung-Setzer 41 Bei welcher Großstadt liegen die Pyramiden? 42 Befehl 43 Weiter nördliche

Wesertalerin 45 Penis 47 Zärtlichstes Gefühl 49 Stadt an 53 senkr. 50 Wertschätzung durch andere 53 CH-Wasser zum Rhein 56 Polwan-derer 58 Goethes westöstlicher 59 US-Scheidungshochburg 61 Bug- und Heckbalken 62 Altgeld 65 Nordseeinsulaner 68 Flüssiges Kapital, manchmal schwimmend 69 Zurück zur See 71 Zirkuskunst 72 Scheidungsgrund 73 Siegwurz 74 Milliardenvorsilbe 76 Mit z: Neben welcher altägyptischen Stadt wurden die Pyramiden errichtet? 77 Ölscheich 78 Ach-hätt'-ich-doch-nicht! 83 Cicero war einer 85 Gelände 86 Geht auf bei Durchblick 87 Floridas Perle 89 Schwed. Finnsee 91 Wo Ida auf Ida hockt 95 Muntermacher in Getränk 96 Dreimal O chemisch 98 Womit die Schweiz vermessen wird 99 Ausgekochte Bekräftigung 100 Germ. Totenwohnung.

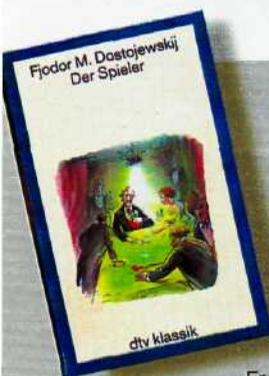
Fjodor Michailowitsch Dostojewski

Im Spielkasino übermannte ihn die Leidenschaft

Ein berühmter Roman und seine unglaubliche Entstehungsgeschichte

Von Ernst Deissingner

Sommer 1865: Die Spieleidenschaft, eine erfolglose Zeitschrift samt Schulden, die ihm der verstorbene Bruder hinterlassen hat, eine unglückliche Liebesaffäre und der Tod seiner schwerkranken Frau haben Fjodor Michailowitsch Dostojewski an den Rand des Bankrotts getrieben. Die Gläubiger drohen,



Ein Russe erklärt die deutsche Seele

Zum Inhalt des Buches: In der fiktiven deutschen Stadt Roulettenburg ist ein pensionierter russischer General abgestiegen.

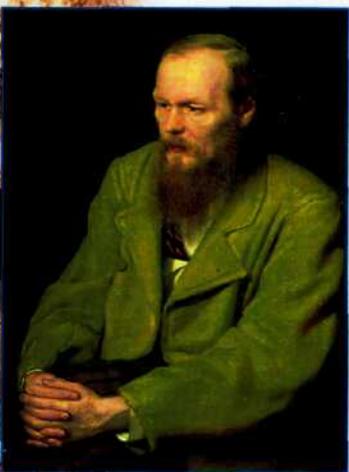
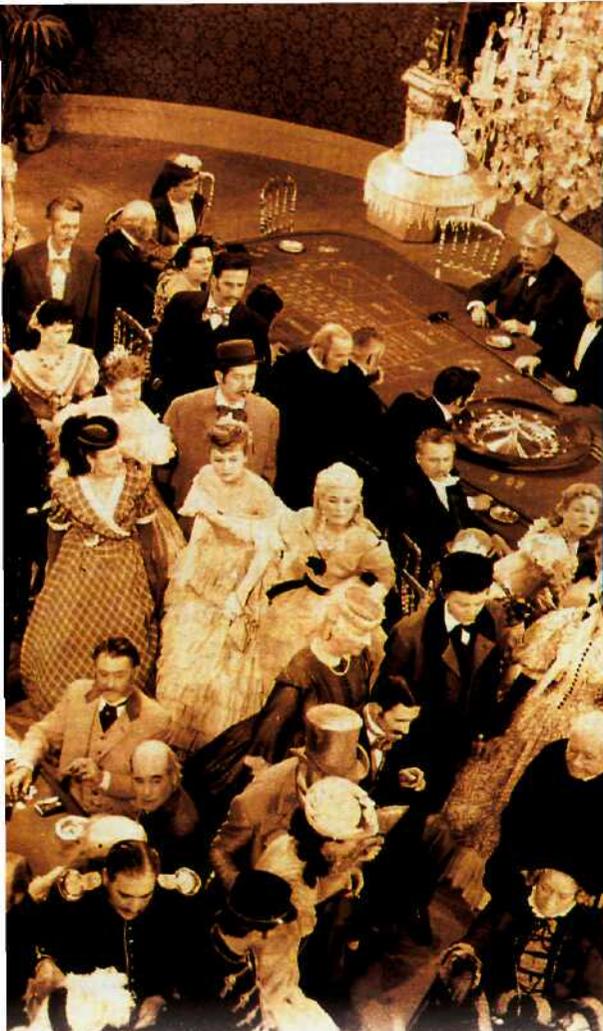
Er wird von seiner Familie begleitet, zu der die Stieftochter Paulina und der Hauslehrer Alexej gehören. Der General, ein leidenschaftlicher Spieler, hat sich total verschuldet und hofft auf den Tod seiner Erbtante in Moskau. Doch die Rech-

nung geht nicht auf. Die schon totgegläubte Tante taucht eines Tages in Roulettenburg auf, um den Neffen zur Rechenschaft zu ziehen. Da geschieht das Unfaßbare: Die Tante besucht aus Neugier einen Spielsalon, wagt das erste Spiel ihres Lebens und verfällt wie die anderen Personen des Romans der Spieleidenschaft. In nur wenigen Tagen verliert sie ihr ganzes Vermögen.

Der Hauslehrer Alexej wittert seine Chance: Er bietet Paulina seine Hilfe an. Paulina, die ihn bisher abwies, gesteht ihm ihre Liebe. Mit der Ausrede, für die mittellose Geliebte Geld beschaffen zu müssen, geht Alexej in den Spielsalon.

Er gewinnt eine riesige Summe, doch die junge Frau erkennt, daß ihre Liebe gegen Alexeys Spieleidenschaft keine Chance hat. Die Beziehung zerbricht.

Eine wichtige Schlüsselszene beschreibt Dostojewski, der Deutschland von seinen Reisen nach Wiesbaden, Baden-Baden und Bad Homburg kannte, im vierten Kapitel seines Romans. Er schildert die erste Erfahrung des jungen Alexej am Spieltisch. Bei einem anschließenden Streitgespräch mit dem General und dessen französischem Geschäftspartner erklärt sein Romanheld den Unterschied zwischen der deutschen und der russischen Seele.



Der russische Schriftsteller Fjodor M. Dostojewski war viele Jahre der Spielleidenenschaft verfallen. Diese Erfahrungen veranlaßten ihn, seinen Roman »Der Spieler« zu schreiben. Das große Bild zeigt eine Filmszene. Hollywood-Regisseur Robert Siodmak hatte 1948 das Dostojewski-Werk verfilmt

den Schriftsteller ins Petersburger Schuldgefängnis werfen zu lassen.

In dieser Notlage macht der Verleger und Buchhändler Stellovski dem 45jährigen Dostojewski folgenden Vorschlag. Er bietet 3000 Rubel, dafür muß Dostojewski einen Vertrag mit folgenden Bedingungen unterschreiben: Er überläßt Stellovski die Veröffentlichungsrechte seiner Werke für eine dreibändige Gesamtausgabe. Zusätzlich muß der Schriftsteller einen neuen Roman liefern – Manuskriptabgabe ist der 1. November 1866. Falls der Termin überzogen wird, muß Fjodor eine Konventionalstrafe zahlen, sollte der

Heute war ein lächerlicher, widerwärtiger, ungeheimer Tag. Jetzt ist es elf Uhr nachts. Ich sitze in meinem Kämmerchen und überdenke das Geschehene. Es fing damit an, daß ich am Morgen doch gezwungen wurde, zum Roulett zu gehen, um für Paulina zu spielen. Ich nahm ihre sämtlichen hundertundsechzig Friedrichsdor mit, aber unter zwei Bedingungen: erstens, daß ich nicht halbpant spielen, das heißt, daß ich im Fall eines Gewinnes nichts für mich nehmen würde; und zweitens, daß Paulina mir am Abend erklären müsse, weshalb ihr so sehr an einem Gewinn gelegen sei und wieviel Geld sie eigentlich brauche. Ich kann mir auf keinen Fall denken, daß es einfach nur um des Geldes willen geschieht. Hier ist das Geld offensichtlich unbedingt nötig, und zwar so schnell wie möglich, zu irgendeinem besonderen Zweck. Sie versprach mir Aufklärung zu geben, und ich ging. In den Spielsälen war ein entsetzliches Gedränge. Wie frech und wie gierig sie alle sind! Ich zwängte mich bis zur Mitte durch und stellte mich unmittelbar neben den Croupier; dann begann ich schüchtern zu spielen und setzte immer nur zwei oder drei Geldstücke. Dazwischen paßte ich auf und beobachtete; ich hatte den Eindruck, daß die Berechnung eigentlich recht wenig bedeutete und durchaus nicht die Wichtigkeit

besitzt, die viele Spieler ihr beimessen. Sie sitzen mit rubrizierten Listen da, notieren die Gewinne, zählen, errechnen die Chancen, ziehen ihre Schlüsse; dann setzen sie endlich und – verlieren ganz genauso wie wir anderen gewöhnlichen Sterblichen, die ohne Berechnung spielen. Zu einer Schlußfolgerung bin ich aber doch gekommen, die mir richtig erscheint: im Verlauf der zufälligen Chancen gibt es immerhin, wenn auch kein System, so doch eine gewisse Reihenfolge – so sonderbar das auch erscheint. Es kommt zum Beispiel vor, daß nach den zwölf mittleren Zahlen die letzten zwölf gewinnen; dies wiederholt sich noch einmal, dann kommen die zwölf ersten an die Reihe. Dann geht die Kugel wieder auf die zwölf mittleren über: sie gewinnen drei- bis viermal, dann kommen wieder zweimal die zwölf letzten dran. Dann wieder einmal die ersten, dreimal die mittleren, und das geht anderthalb oder zwei Stunden so fort. Eins, drei, zwei; eins, drei, zwei. Das ist sehr spaßig. An manchen Tagen oder Vormittagen wechselten zum Beispiel Rot und Schwarz alle Minuten ab, so daß die eine oder die andere Farbe kaum zwei- bis dreimal nacheinander gewinnt. An einem anderen Tag oder Abend wieder kann Rot bis zu zweiundzwanzig Malen hintereinander gewinnen, und das wiederholt sich sicherlich

Dostojewski und die Frauen: Das Glück in der Liebe kam spät – beim Spiel gab es nur Verluste



Sammlung Edward Gorn

Am 1. November muß er das Manuskript für den versprochenen Roman an Stellovski abliefern. Es erscheint völlig aussichtslos, den Vertrag noch erfüllen zu können.

Ein Freund rät Fjodor, Professor Oljochin, den besten Stenografielehrer der Stadt, um Hilfe zu bitten. Oljochin sagt seine Unterstützung zu und schickt seine begabteste Schülerin, die 20jährige Anna Grigoriewna Snitkina. Am 4. Oktober nehmen die beiden ihre Arbeit auf, Dostojewski diktiert, Anna notiert alles in Kurzschrift und über-

Roman überhaupt nicht geschrieben werden, gehen alle Rechte an Dostojewskis Werken in den Besitz des Verlegers über.

Der Schriftsteller unterschreibt den Knebelvertrag, und Stellovski hinterlegt die 3000 Rubel bei einem Notar. Doch damit betrügt der gerissene Geschäftsmacher den arglosen Literaten ein zweites Mal. Er hat schon vor Vertragsabschluß die Wechsel Dostojewskis über Strohmannen für einen Spottbetrag aufkaufen lassen. Jetzt melden sich diese beim Notar und lösen die Schuldscheine zum Nennwert ein.

Dostojewski bleibt schließlich nur noch ein geringer Teil des Geldes. Damit reist er ins Ausland, um jenen wütenden Gläubigern zu entgehen, die zu spät gekommen sind. Ziel der Reise ist Wiesbaden, wo er bereits drei Jahre zuvor (1862) seine Leidenschaft fürs Roulettspiel

Marja Dmitrijewna Isajewa: Dostojewskis erste Frau starb nach siebenjähriger Ehe am 27. April 1864

entdeckt hatte. Fjodor möchte mit der verbliebenen Barschaft seine Finanzen aufbessern. Doch das Unternehmen scheitert – in wenigen Tagen ist alles verspielt. Er versetzt seine Uhr, er verschickt unfrankierte Bittbriefe an Freunde. Er bittet seine ehemalige Geliebte Apolinarija Suslowa um ein Darlehen – und verspielt alles. Sie trennt sich endgültig von ihm. Ein Priester übernimmt schließlich die Schulden und bezahlt die Rückreise nach Petersburg. Um nicht im Gefängnis zu landen, schreibt Fjodor an dem Roman »Schuld und Sühne« und veröffentlicht ihn kapitelweise in der Zeitschrift »Russischer Bote«.

September 1866: Die Schlinge um Dostojewskis Hals wird immer enger.



Sammlung Edward Gorn

Apolinarija Suslowa: Dostojewski lieh sich Geld von seiner Geliebten und verspielte es. Sie trennte sich von ihm

eine ganze Weile, vielleicht einen ganzen Tag hindurch. Mister Astley hat mir hier viel erklärt. Er hat den ganzen Vormittag an den Spieltischen gestanden, ohne selber auch nur ein einziges Mal zu setzen. Was mich anbelangt, so verlor ich alles bis aufs Letzte, und zwar sehr schnell. Ich setzte gleich zwanzig Friedrichsdor auf Gerade, gewann, setzte wieder, gewann wieder – und so noch zwei- oder dreimal. Ich glaube, daß ich innerhalb fünf Minuten gegen vierhundert Friedrichsdor in die Hände bekam. Nun hätte ich fortgehen sollen, es hatte sich meiner aber ein seltsames Empfinden bemächtigt: ich wollte das Schicksal herausfordern, ihm einen Nasenstüber versetzen, ihm die Zunge zeigen. Ich setzte den höchsten zulässigen Einsatz von viertausend Gulden und verlor. Nun geriet ich in Hitze, nahm alles, was ich noch hatte, setzte es auf dasselbe Feld und verlor wieder. Dann ging ich wie betäubt vom Tisch weg. Ich begriff kaum, was mir geschehen war, und teilte meinen Verlust Paulina Alexandrowna erst kurz vor dem Diner mit. Bis dahin war ich im Park umhergeirrt.

Während der Mittagstafel war ich wieder in dem erregten Zustand wie vor drei Tagen. Der Franzose und Mlle. Blanche speisten wieder mit uns. Es stellte sich heraus, daß Mlle. Blanche am Morgen in den

Spielsälen gewesen war und meine Heldentaten mit angesehen hatte. Sie behandelte mich heute weit aufmerksamer. Der Franzose beschrift den geraderen Weg und fragte mich ganz offen, ob ich denn wirklich mein eigenes Geld verspielt hätte? Ich glaube, er hat Paulina im Verdacht. Mit einem Wort, hier ist etwas im Gange. Ich war sofort mit einer Lüge zur Hand und sagte, es sei mein Geld gewesen.

Der General war äußerst erstaunt: Woher ich soviel Geld gehabt hätte? Ich erklärte, daß ich mit zehn Friedrichsdor angefangen, daß ich dann in sechs bis sieben Runden nacheinander fünf- bis sechstausend Gulden gewonnen hätte, um dann alles in zwei Einsätzen zu verlieren.

Das war natürlich alles sehr glaubhaft. Während ich meine Erklärung abgab, sah ich Paulina an, konnte aber nichts in ihren Mienen lesen. Sie ließ meine Lüge ohne Widerspruch hingehen; daraus schloß ich, daß es notwendig gewesen war, die Unwahrheit zu sagen und zu verheimlichen, daß ich für sie gespielt hatte. In jedem Fall, dachte ich mir, ist sie mir eine Erklärung schuldig; sie hat mir ja auch gewisse Enthüllungen versprochen.

Ich erwartete, daß der General irgendeine Bemerkung machen würde, aber er schwieg; dafür konnte ich beobachten, daß seine Züge Erregung

trägt das Diktat am Abend auf Manuskriptsbögen. Titel des neuen Romans, in dem der Autor seine eigenen leidvollen Erfahrungen beim Roulette verarbeitet: »Der Spieler«.

Was niemand für möglich gehalten hat, gelingt in der Rekordzeit von nur 26 Tagen. Am 29. Oktober diktiert Fjodor die letzten Seiten, einen Tag später legt Anna das fertige Manu-

skript vor, am 31. liest der Autor die letzte Korrektur. Doch noch immer ist die entscheidende Hürde nicht genommen. Verleger Stellovski ist seit Tagen mit unbekanntem Ziel verreist, niemand in seinem Büro ist ermächtigt, das Manuskript entgegenzunehmen.

Wieder einmal wird Anna zur Retterin in höchster Not. Sie hat schon Tage zuvor bei einem befreundeten Anwalt der Familie Rat eingeholt, und so gelingt es, die Machenschaften des ausgekochten Verlegers zu durchkreuzen. Zwei Stunden vor Ablauf der Frist, am Abend des 31. Oktober um zehn Uhr, hinterlegt der mehrmals abgewiesene

Schriftsteller das Manuskript im städtischen Bezirkskommissariat und erhält eine offizielle Empfangsbestätigung.

Die Katastrophe ist abgewendet, der Vertrag ist erfüllt, Fjodor Michailowitsch Dostojewski schwelgt im Rausch der Gefühle. Und er macht seiner jungen Stenografin einen Heiratsantrag. Drei Monate später, am 15. Februar 1867, wird in der Ismailowski-Kirche geheiratet.

Im April geht es auf »Hochzeitsreise«, auch deshalb, um der von den Gläubigern beantragten Zwangsversteigerung zu entgehen. Man fährt über Berlin nach Dresden, wo die junge Frau zurückbleibt. Fjodor reist



Prems. Kulturboeck

Anna Grigorjewna Snitkina: Sie hatte sich mit 20 als Schülerin der Stenografie bei Dostojewski (Foto ganz rechts) beworben. In nur 26 Tagen diktierte er ihr in seinem Haus in Petersburg (rechts das Arbeitszimmer) den Roman »Der Spieler«. Danach machte er ihr einen Heiratsantrag. Anna wurde seine zweite Ehefrau



Prems. Kulturboeck



Prems. Kulturboeck

und Unruhe ausdrückten. Vielleicht tat es ihm bei seinen zerrütteten Verhältnissen einfach weh, mit anzuhören, daß eine so ansehnliche Summe einem so unpraktischen Narren wie mir im Lauf einer Viertelstunde zugeflossen und wieder entglitten war.

Ich vermute, daß er gestern mit dem Franzosen eine scharfe Auseinandersetzung gehabt hat. Sie sprachen lange und erregt bei geschlossenen Türen miteinander. Der Franzose ging sichtlich gereizt fort und ist heute in aller Morgenfrühe wieder beim General gewesen – wahrscheinlich, um das gestrige Gespräch fortzusetzen.

Als der Franzose von meinem Verlust hörte, bemerkte er bissig und sogar hämisch, daß man vernünftiger sein müsse. Ich weiß nicht, warum er hinzufügte, daß zwar sehr viele Russen dem Spiel huldigten, daß sie aber seiner Ansicht nach dazu nicht fähig seien.

»Ich bin aber der Meinung, daß das Roulett eigens für die Russen geschaffen ist«, sagte ich.

Und als der Franzose auf meine Äußerung hin verächtlich lächelnd, fügte ich die Bemerkung hinzu, daß die Wahrheit natürlich auf meiner Seite sei; denn wenn ich von den Russen als Spielern spräche, wäre das durchaus kein Lob, sondern ein Tadel und man könne mir daher schon glauben.

»Worauf gründet sich denn Ihre Meinung?« fragte der Franzose.

»Darauf, daß die Fähigkeit, Kapital zu erwerben, nahezu als der wichtigste, geschichtlich begründete Punkt im Katechismus der Tugenden und Verdienste eines zivilisierten Westeuropäers gilt. Der Russe jedoch ist nicht nur unfähig, Kapitalien zu erwerben, er vergeudet sie sogar ganz unbedacht und in häßlicher Weise. Trotzdem brauchen wir Russen auch Geld«, fügte ich hinzu, »und darum sind wir sehr erfreut über solche Hilfsmittel, wie zum Beispiel das Roulett; wir sind ganz erpicht darauf, da man hier ohne Mühe in zwei Stunden plötzlich reich werden kann. Das verlockt uns außerordentlich; da wir aber auch ganz unbedacht und ohne Mühe spielen, verlieren wir eben all unser Geld.«

»Das ist zum Teil richtig«, bemerkte der Franzose selbstgefällig.

»Nein, das ist nicht richtig, und Sie sollten sich schämen, sich in dieser Weise über Ihr Vaterland zu äußern«, sagte der General streng und eindringlich.

»Ich bitte Sie«, erwiderte ich ihm, »es ist doch wirklich noch unentschieden, was widerwärtiger ist: die russische Ungeschliffenheit oder die deutsche Art des Erwerbs durch ehrliche Arbeit.«

»Welch ein häßlicher Gedanke!« rief der General.

Bad Homburg, Wiesbaden, Baden-Baden: In Deutschland verspielte Dostojewski sein ganzes Geld



Kurhaus und Kasino von Baden-Baden: Spielerparadies im Rheintal

allein nach Bad Homburg. Er glaubt, ein Roulettsystem gefunden zu haben, das ihn schnell reich machen und von allen seinen Sorgen befreien wird. Ergebnis: Er verspielt die Reisekasse. Das Hochzeitsgeschenk an seine Frau, Ohrringe und eine Brosche mit Brillanten und Rubinen, landen im Leihhaus, das Geld im Spielkasino. Fjodor ist ständig auf der Suche nach neuen Geldquellen.

Anna ist inzwischen schwanger. Die Reise soll weiter in die Schweiz gehen. Doch zunächst macht man in Baden-Baden Zwischenstation. Fjodor verbringt sieben Wochen am Roulettisch. Bettelbriefe nach Rußland, an

Freunde, an Annas Mutter, die das verschuldete Paar auslösen müssen. Die Reise geht weiter nach Genf. Fjodor arbeitet mittlerweile an dem Roman »Der Idiot«. Im Februar kommt die Tochter Sonja zur Welt. Man braucht dringend Geld, Fjodor reist in den nahegelegenen Kurort Saxon-les-Bains, um zu spielen. Am 12. Mai stirbt die Tochter.

Geschockt verläßt das Ehepaar Genf, mit dem Ziel Italien. Anna führt ein Tagebuch – sie stenografiert, um ihre Niedergeschlagenheit vor ihrem Mann zu verbergen: »Anfangs schien es mir seltsam, daß Fjodor Michailowitsch, der so mutig viel Schweres in seinem Leben (Festungshaft, Todesurteil unter dem Schafott, Verbannung, Tod seines Lieblingsbruders und seiner Frau) erfahren hatte, nicht die Willenskraft aufzubringen vermochte, um sich zu beherrschen, bei einer gewissen Verlustquote haltzumachen und seinen letzten Taler nicht zu riskieren. Ich empfand das gewissermaßen als Erniedrigung, unwürdig seines erhabenen Wesens, und es schmerzte und kränkte mich, diese Schwäche an meinem lieben Manne zu erkennen. Doch bald begriff ich, daß hier keine gewöhnliche Willensschwäche vorlag, vielmehr eine wirkliche, menschliche Leidenschaft, etwas Mächtiges, dem sogar ein starker Charakter nicht gewachsen sein konnte. Damit mußte man sich eben abfinden und die Spieleidenschaft als etwas Krankhaftes ansehen, wogegen es kein

»Welch ein russischer Gedanke!« rief der Franzose. Ich lachte und verspürte die größte Lust, die beiden noch mehr in Harnisch zu bringen.

»Ich würde lieber mein ganzes Leben lang in einem Kirgisienkarren nomadisieren«, rief ich aus, »als mich dem deutschen Götzen zu beugen.«

»Welchem Götzen?« eiferte der General, der bereits ernstlich böse wurde.

»Der deutschen Art, Reichtümer anzusammeln. Ich bin noch nicht lange hier, aber schon das wenige, was ich hier bemerkt und beobachtet habe, empört mein »tatarisches« Empfinden. Bei Gott, solche Tugenden wünsche ich mir nicht! Ich bin bereits gestern in einem Umkreis von zehn Werst herumgekommen. Nun, es ist auf ein Haar so wie in den erbaulichen deutschen Bilderbüchern: sie haben hier alle in jedem Haus Ihren »Vater«, der ungemein tugendreich und außerordentlich ehrlich ist. So ehrlich, daß es schrecklich ist, ihm in die Nähe zu kommen. Ich mag die ehrlichen Menschen, denen man sich nicht zu nahen wagt, in der Seele nicht leiden. Ein jeder solcher »Vater« hat seine Familie, und am Abend lesen sie sich belehrende Bücher vor. Um das Häuschen rauschen die Ulmen und Kastanien. Sonnenuntergang, der Storch auf dem Dach, und alles ungemein poetisch und rührend ... Ärgern Sie sich

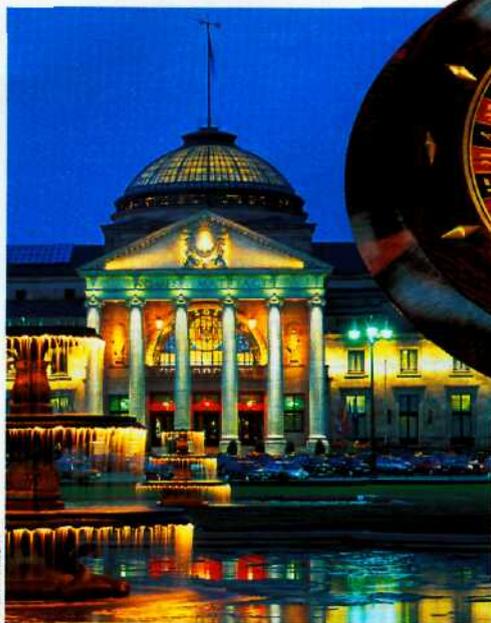
bitte nicht, Herr General, gestatten Sie mir, schon recht rührend zu erzählen. Ich erinnere mich, daß mein seliger Vater mir und der Mutter des Abends im Vorgärtchen unter den Linden ähnliche Bücher vorlas ... So kann ich das selber schon ganz richtig beurteilen. Nun also, eine jede dieser hiesigen Familien befindet sich dem Vater gegenüber in vollster Sklaverei und Dienstbarkeit. Alle arbeiten wie die Lasttiere und sparen Geld wie die Juden. Nehmen wir an, der Vater hat schon soundso viele Gulden zusammengespart und rechnet nun damit, dem ältesten Sohn das Handwerk oder das Ackerland zu überlassen; dann kann aber die Tochter keine Aussteuer erhalten und bleibt sitzen. Aus demselben Grund verkauft man den jüngeren Sohn in die Knechtschaft oder an die Armee, und das Geld wird zu dem Hausvermögen geschlagen. Das kommt hier wahrhaftig vor; ich habe die Leute ausgefragt. Dies alles geschieht einzig und allein aus Ehrenhaftigkeit, aus übergroßer Ehrenhaftigkeit – und zwar so, daß der jüngere verkaufte Sohn selber glaubt, er sei nur aus Ehrenhaftigkeit verkauft worden; und das ist natürlich der Idealzustand, wenn das Opfer sich selbst darüber freut, daß man es zum Opferralter führt. Was kommt nun weiter? Es kommt so, daß auch der Älteste es nicht leichter hat; da ist irgend-

Mittel gab. Das einzige Mittel war die Flucht ...«

Noch drei Jahre, bis zum Sommer 1871, dauerte die Flucht durch Europa, über Mailand, Florenz, Bologna, Wien, Prag, nach Dresden. Anna hatte die Tochter Ljuba zur Welt gebracht und war schon wieder schwanger. Fjodor, von Heimweh und Schuldgefühlen gepeinigt, entschließt sich zu seinem allerletzten Spiel vor der Rückkehr nach Rußland. Ende April 1871 besucht er ein letztes Mal die Spielbank in Wiesbaden – und verliert alles.

Nach dieser Lektion scheint Dostojewski mit einem Mal wie verwandelt. »Der häßliche Traum ist verschwunden, der mich fast zehn Jahre gequält hat.« Er schwört seiner Frau, nie mehr in seinem Leben zu spielen, und er hält dieses Versprechen. Noch mehrmals reist Fjodor ins Ausland, dreimal zur Kur nach Bad Ems, und wird, wie Anna versichert, nie wieder rückfällig.

Eine Geschichte mit Happy End – ist der Dämon der Spielleidenschaft für immer besiegt? So schildert es jedenfalls Anna in ihren Aufzeichnungen. Nicht ganz auszuschließen ist, daß auch der Reichskanzler Otto von Bismarck an dem Happy End mitbeteiligt war. Am 30. Dezember 1872 hatte der Eiserne Kanzler mit Nachdruck verkündet: »Le jeu est fini! (Das Spiel ist zu Ende)«. Die strengen Gesetze des Norddeutschen Bundes wurden im ganzen Deutschen Reich durchgesetzt und die Spielbanken für mehr als ein halbes Jahrhundert geschlossen. ★



Rosenstock/CEFA



DIESES ROULETT
ist das einzige in der Gemarkung
von Wiesbaden, das noch
SOHNLEIN RHEINGOLD A.G.
KURHAUSWIENBADEN WIESBADEN

Spielbank Wiesbaden

Kurhaus und Casino in Wiesbaden: Oben rechts der »Dostojewski-Kessel«, an dem der Schriftsteller sein Geld verspielte. Das historische Gerät ist heute im Kasino ausgestellt. Kuriosität: die heute nicht mehr übliche Doppelnull. Sie verdoppelt die Gewinnchancen der Spielbank. Rechts die Büste Dostojewskis von Gabriel Glikman, die seit 1996 am Eingang des Kurparks steht. Sie erinnert an den Aufenthalt des berühmten Spielers in Wiesbaden



R.R. Siffers

ein Amalchen, mit dem er einen Herzensbund geschlossen hat; sie können aber nicht heiraten, weil noch nicht genug Gulden zusammengescharrt sind. Auch sie warten sitzsaam und ergeben und bringen lächelnd ihr Opfer dar. Amalchens Wangen fallen ein, sie verblüht. Nach zwanzig Jahren hat sich endlich der Wohlstand gehoben, die Gulden sind ehrlich und tugendhaft zusammengesparrt. Der Vater segnet den ältesten vierzigjährigen Sohn und das fünfunddreißigjährige Amalchen mit der eingefallenen Brust und der roten Nase ... Dabei weint er, hält eine Moralpredigt und stirbt. Der älteste Sohn verwandelt sich nun selber in solch einen tugendhaften Vater, und dieselbe Geschichte wiederholt sich von neuem. Nach ungefähr fünfzig oder siebzig Jahren besitzt der Enkel des ersten Vaters tatsächlich schon ein beträchtliches Vermögen und hinterläßt es seinem Sohn, der wieder dem seinen, der dem seinen, und nach fünf oder sechs Generationen entsteht ein Baron Rothschild oder Hoppe & Co. oder, weiß der Teufel, wer sonst noch. Ist das nicht ein erhabenes Schauspiel? Eine hundert- oder zweihundertjährige vererbte Arbeit, Geduld, Verstand, Ehrlichkeit, Charakterfestigkeit, Berechnung, der Storch auf dem Dach! Was wollen Sie noch mehr, etwas Höheres gibt es ja nicht, und von diesem Gesichtspunkt aus

beurteilen sie selber die ganze Welt und verdammten die Schuldigen, das heißt, diejenigen, die nicht genauso sind wie sie. Nun, die Sache liegt so! Ich will lieber auf russische Art ausschweifend leben oder durch das Roulette reich werden. Ich will keine Hoppe & Co. werden nach fünf Generationen. Ich brauche das Geld für mich selber und will mein Ich nicht als notwendiges Anhängsel zum Kapital betrachten. Ich weiß, daß ich stark übertreibe, doch das hat nichts zu sagen. Das ist meine Überzeugung.»

»Ich weiß nicht, ob in dem, was Sie gesagt haben, viel Wahrheit liegt«, bemerkte der General nachdenklich. »aber eines weiß ich bestimmt, daß Sie unerträglich prahlen, sobald man Ihnen ein wenig Freiheit einräumt ...«

Er sprach, seiner Gewohnheit gemäß, nicht zu Ende. Wenn unser General anfang von etwas zu reden, was nur um ein geringes bedeutender war als das alltägliche Gespräch, so kam er nie damit zu Ende. Der Franzose hörte nachlässig zu, wobei er die Augen etwas aufriß. Er hatte von dem, was ich gesagt hatte, beinahe nichts verstanden. Paulina blickte mit hochmütiger Gleichgültigkeit drein. Sie schien nicht nur von meinen Ausführungen, sondern auch von dem ganzen Tischgespräch nichts gehört zu haben. ★

Artemis & Winkler, M.G. Düsseldorf / Zürich

Eine Computeranalyse für den großen Kaiser

Was die Sterne über seinen Charakter und sein Schicksal sagen

Für P.M. HISTORY hat Peter Ripota, Autor zahlreicher Astrologie-Bücher, ein Computerprogramm entwickelt, das nach den Geburtsdaten einer Person ein umfassendes Horoskop erstellt. Er hat seinen Computer mit den Daten des Feldherrn Napoleon gefüttert. Hier die Antwort

Die Computeranalyse beginnt mit dem Lebensmotto: »Der König gewährt Audienz. Die Welt ist Ihre Bühne. Was immer Sie auch tun, ein Hauch von Drama, Würde und Selbstgerechtigkeit liegt über allem. Worauf immer Sie Ihr Auge werfen, sei es eine Arbeit, ein Mensch, ein wertvolles Stück – Sie bekommen es. Sie sind enormer Anstrengungen fähig, wenn Sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben, denn Sie meinen nicht nur, daß Sie recht haben, Sie wissen es. Trotz Ihres natürlichen Charmes sind Sie innerlich ernst und kühl. Sie haben Macht und genügen sich selbst.«

Die Computeranalyse spart aber auch negative Aspekte über den Fragesteller nicht aus: »Sie sind starrköpfig, stolz und protektionistisch. Das verschreckt viele. Ihre Aura der Würde und des Poms, Ihr stolzer Blick, kann schwächere Gemüter einschüchtern. Sie nehmen sich selbst tödlich ernst, und keiner, der Sie kennt, würde

es wagen, sich über Sie lustig zu machen. Sie sind ein harter Richter und erwarten von jedermann den gleichen Ernst, den Sie der Welt gegenüber einnehmen. Ihre Untergebenen haben es schwer unter Ihrem scharfen, tyrannischen Blick.«

Diese Aussagen über Napoleon überraschen kaum. Doch jetzt wird es interessant, denn die Analyse taucht unter die Oberfläche. »Viel von Ihrer dynamischen Art«, heißt es da, »ist nur herausforderndes Benehmen. Unter der harten Schale und dem Übertreiben schlummert ein sensibles, manchmal unsicheres Wesen. Sie wollen bewundert und als toller Mensch (für den Sie sich halten) anerkannt werden. Das Pompöse an Ihnen dient nur dazu, die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zu lenken. Normalerweise bekommen Sie auch, was Sie brauchen. Man liebt und verehrt Sie. Wenn Sie Ihren Ton etwas mäßigen und Ihre Arroganz im Zaum halten, werden Ih-

nen Respekt und Bewunderung zukommen. Wenn aber etwas schiefgeht, erfährt das jeder. Und dann ist jeder daran schuld, nur Sie nicht.«

Der Computer bescheinigt dem Herrscher auch noch ausgezeichnete Organisations- und Führerqualitäten. Resümee: »Sie können viel im Leben erreichen, sofern Sie Ihre Grenzen kennen und akzeptieren.«

Und wie hat Napoleon sein Schicksal erlebt? Ein paar Höhepunkte seines Lebens im Licht der Sterne:

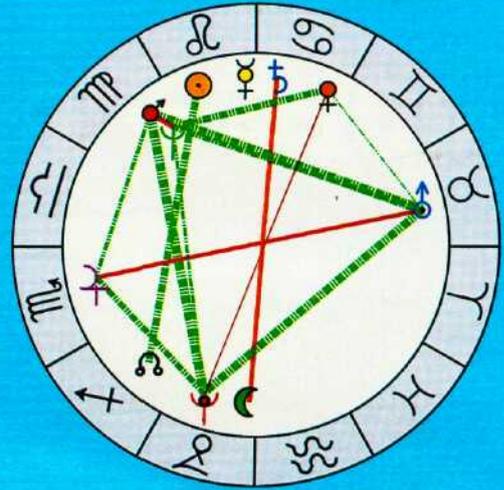
1804, im Jahr seines großen Triumphs, bestrahlte der Glücksplanet Jupiter seine Planeten, insbesondere seinen Aszendenten. Das bedeutet: Napoleon erschien als großzügiger Herrscher und hatte Glück und Erfolg in seinem Auftreten. Beim Rußlandfeldzug Ende 1812 schwächte Neptun seinen Mars: Schwächung der Durchsetzungskraft, Illusionen in Kriegsangelegenheiten. Der gleiche Aspekt trat kurzzeitig im Jahr 1813 auf, und zwar genau zur Zeit der Völkerschlacht bei Leipzig.

Seine Absetzung und Verbannung 1814 muß den Imperator ziemlich getroffen haben, denn der harte, einschränkende Saturn bestrahlte in dieser Zeit seinen Mond (die Gefühle), was auch bedeutet, daß er den Bezug zum Volk verlor. Als er im März 1815 von Elba zurückkehrte, war ihm Jupiter mit drei Planetenübergängen hold, aber nur einen Monat lang. In der Schlacht von Waterloo dämpfte er wieder seine Möglichkeiten und zwang ihn zum endgültigen Rückzug. Sein Todesjahr war erstaunlich günstig: Jupiter bestrahlte alle seine Planeten. Zu spät! ★





Napoleon Bonaparte, 15. August 1769, 11.30 Uhr, Ajaccio



Planeten

- | | |
|---------|--------|
| Sonne | Saturn |
| Mond | Uranus |
| Merkur | Neptun |
| Venus | Pluto |
| Mars | |
| Jupiter | |

Sternzeichen

- | | |
|-----------|------------|
| Widder | Waage |
| Stier | Skorpion |
| Zwillinge | Schütze |
| Krebs | Steinbock |
| Löwe | Wassermann |
| Jungfrau | Fische |

Napoleon auf dem Thron:
Gemälde von
Jean Auguste Dominique
Ingres (1780–1867)

Das Horoskop Napoleons, vom Computer berechnet und gezeichnet. Es zeigt aus geozentrischer Sicht den Stand der Planeten im Augenblick der Geburt. Wichtig für die Deutung:
 ★ Wie stehen die Planeten zueinander am Himmel? (Gegenüber, nahe beieinander oder in bestimmten Winkeln. Rote Linien: negatives, grüne Linien positives Zusammenwirken.)
 ★ In welchen Sternzeichen stehen die Planeten? Beispiel hier: Die Sonne steht im Sternzeichen Löwe (Napoleon war Löwe). Weitere Planetenstände und ihre Wirkungen werden im Bericht beschrieben. Nach der Lehre der Astrologen ist das Horoskop jedes Menschen so einmalig wie ein Fingerabdruck

P. MacAllister

AVG

Gibt es den perfekten

Der Arzt stellt für einen Verstorbenen den Totenschein aus. Jetzt entscheidet sich, ob ein mögliches Verbrechen unentdeckt bleibt. Bescheinigt der Arzt den »natürlichen Tod«, nimmt alles seinen normalen Lauf und der Verstorbene wird beerdigt. Kreuzt der Arzt »nicht natürlicher Tod« oder »nicht aufgeklärter Tod« an, beginnt für den Staatsanwalt die Arbeit

Vorname Nachname Straße und Hausnummer

WICHTIG!
Für die Ausstellung des Totenscheines mögliche Ursachen und Umstände (mit der Besondere Beachtung nach § 17 Abs. 1 Nr. 1 StGB) oder Auslassung aus dem Speditionsschein und anderen Dokumenten des Verstorbenen zum Staatsanwalt mitbringen.

Von Standesbeamten auszufüllen:
Standort:
Eintragung zeitlicher Beschränkung:
Eintragung eingetragter Vermögensgegenstände:

Todesbescheinigung¹⁾

I. Personangaben
Familienname (Ehename, gut übertragbar) **MERKER SIEGFRIED**
Geburtsdatum (Geburtsort) **8.4.1942 MÜNCHEN**
Geschlecht: männlich weiblich gab an
Wohnung **KIRCHSEEON EBERSBERG MOOSACHER STRASSE 24**
Ort des Todes **Siehe oben!**
Zeitpunkt des Todes **7. JANUAR 1998 19.48 UH**
Für Neugeborene, die innerhalb der ersten 24 Stunden gestorben sind, Lebensdauer in Stunden

II. Todesart²⁾ natürlicher Tod
nicht natürlicher Tod³⁾ (Unfall, Selbstmord, Tod durch strafbare Handlung oder sonstige Gewalteinwirkung)
nicht aufgeklärt, ob natürlicher oder nicht natürlicher Tod

III. Zuletzt behandelnder Arzt
Name, Anschrift und Fernsprechnummer des Arztes der Anstalt

IV. War der Verstorbene an einer übertragbaren Krankheit im Sinne des Bundes-Seuchengesetzes erkrankt?⁴⁾ ja nein
Wenn ja, sind besondere Verhaltensmaßnahmen bei der Aufbewahrung, Einsargung, Beerdigung und Bestattung zu beachten? ja nein

Die Leiche wurde von mir heute zur Feststellung der Todesursache sorgfältig untersucht. Sichere Zeichen des Todes wurden von mir wahrgenommen. - Diese und die umseitigen anderen Angaben auf Grund des von mir gewonnenen Urteils nach bestem Wissen gemacht zu haben, bezeuge ich mit eigenhändiger Unterschrift.

Mord?



Wer das perfekte Verbrechen plant, hat viele Gegner: die ermittelnden Kriminalbeamten, verdeckte Fahnder, Experten der Spurensuche und der Gerichtsmedizin. Doch manchmal ist es das schlechte Gewissen, das einen Mörder Jahre nach der Tat zur Strecke bringt

Von Fritz Dohn

Auf einem Obduktionstisch des Gerichtsmedizinischen Instituts an der Münchner Frauenlobstraße liegt die nackte Leiche eines Mannes. Die Neonleuchten an der Decke des Sektionssaales hüllen sie in gnadenlos kaltes Licht. Im Raum hängt der süßliche Geruch des Todes. Es ist Freitag, der 16. Oktober 1959, 14.15 Uhr.

»Keine äußeren Verletzungen erkennbar, angetrocknetes Blut an Mund und Nase«, diktiert Dr. Wolfgang Spann dem Protokollbeamten und greift zum Skalpell. Die Kopfschwarte wird abgezogen. Eine Spezialsäge umrundet den Schädel. Der Obduzent hebt mit einem chromblitzenden Instrument die Schädeldecke ab. Und plötzlich riecht es nach bitteren Mandeln, dem typischen Geruch von Blausäure.

»Es riecht nach Mord!« stellt Hermann Schmitt, der Leiter der Münchner Mordkommission, lapidar fest. Er wird im Polizeipräsidium meist »Mord-Schmitt« genannt und genießt den Ruf, seine Fälle mit manchmal ungewöhnlichen Methoden aufzuklären. Mord-Schmitt hat den Staatsanwalt zu dieser Obduktion gedrängt, obwohl zunächst alles nach einem Unfall aussah:

Am Donnerstag, dem 15. Oktober 1959, gegen 13 Uhr, war der Schriftsteller Stefan Popel (50) in seinem Wohnhaus auf dem Treppenabsatz des 1. Stocks bewußtlos aufgefunden worden. Er blutete leicht aus Mund und Nase und starb noch auf dem Weg ins Krankenhaus. Ein Arzt hatte zunächst auf dem Totenschein einen »häuslichen Unglücksfall mit Todesfolge« und als Todesursache »Schädelbruch« angegeben. Doch dann entdeckte er unter dem Rock des Toten eine geladene Pistole und rief die Kripo an.

So erfährt Mord-Schmitt von dem Fall. Er ist sofort alarmiert: »Als ich den Namen Popel hörte, war mein erster Gedanke: Der stirbt nicht eines natürlichen Todes.« Denn Popel heißt in Wirklichkeit Stefan Bandera und ist Vorsitzender der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) – ein Exil-Ukrainer in der Bundesrepublik und ein Kommunistengegner ersten Ranges. Bandera gilt als äußerst gut unterrichtet über die Vorgänge hinter dem Eisernen Vorhang und weiß um seine Bedeutung für die Agenten des Ostblocks. Er weiß auch, daß er ständig in Lebensgefahr schwebt; zum eigenen Schutz trägt er deshalb eine Pistole.

Hat ihn sein Schicksal ereilt? Tatsächlich ergeben die weiteren Untersuchungen der Gerichtsmediziner:

Korrespondent: Alwin Lutz, Bild: Schöppel

Der KGB in Moskau schickte den Killer nach München



Das Opfer und seine Mörder: Bogdan N. Staschynski (links) tötete am 15. Oktober 1959 den Schriftsteller und Chef einer ukrainischen Exil-Organisation Stefan Bandera (Mitte). Den Mordauftrag erteilte der russische Geheimdienstchef Alexander N. Schelepin (rechts). Bild unten: Exil-Ukrainer, die in Bandera einen Freiheitskämpfer sahen, demonstrieren nach dem Mord in München vor dem Gebäude des Bayerischen Rundfunks. Dieser hatte in einer Fernsehdokumentation Bandera als Spion des US-Geheimdienstes CIA diskreditiert. Jahre nach der Tat stellte sich Staschynski den bundesrepublikanischen Behörden



Stefan Bandera alias Popel ist mit Blausäure vergiftet worden.

Blausäure, Cyanwasserstoff, ist eine farblose, bei 26 Grad Celsius siedende Flüssigkeit. Wird sie eingeatmet, können schon 50 Milligramm einen Menschen töten. Das Gift unterbricht schlagartig die Sauerstoffversorgung der Zellen – der Tod tritt in Sekunden ein.

Die Mediziner stehen dennoch vor einem Rätsel: Auf welchem Wege ist die Blausäure in den Körper Banderas gelangt? Es gibt keine Spuren dafür,

daß man dem Ukrainer das Gift gewaltsam verabreicht hat. Selbstmord scheidet aus. Ein geheimnisvoller Mord – ohne Täter, ohne Waffe, ohne Zeugen. Ein perfektes Verbrechen?

Tatsächlich wäre der Mord an Stefan Bandera ungeklärt geblieben. Doch fast zwei Jahre später flüchtet der Sowjetbürger Bogdan Nikolajewitsch Staschynski (30) nach Westberlin und gesteht Ungeheuerliches: »Ich habe Bandera auf Befehl des sowjetischen Geheimdienstes KGB ermordet.« Und

er enthüllt noch einen zweiten Mord, der als »natürlicher Tod« längst zu den Akten gelegt worden war: »Ich habe auch Lev Rebet in München getötet.«

Dr. Lev Rebet (45), ebenfalls Ukrainer und engagierter Sowjetgegner, arbeitete als Chefredakteur von Exilzeitschriften in München. Er wurde – ähnlich wie Bandera – am 12. Oktober 1957 sterbend in einem Bürohaus am Münchener Karlsplatz aufgefunden. Obwohl der Leichenbeschauper als Todesursache »Herzschlag« feststellte, wurde Rebet im Auftrag der Staatsanwaltschaft obduziert. Ergebnis: Hochgradige Verkalkung der Herzkranzarterien. Also nahm man »Herzversagen« als natürliche Todesursache an.

Professor Wolfgang Spann heute: »Hätten wir damals schon toxikologische Labors und die entsprechenden Spezialisten gehabt, hätten wir möglicherweise Blausäure nachweisen können.« Und der längst pensionierte langjährige Chef des Münchner Instituts für Rechtsmedizin fügt hinzu: »Wenn wir daran gedacht hätten!« Doch niemand dachte an Mord.

Die Techniker des KGB hatten für ihre »perfekten Morde« eine teuflische Waffe ersonnen: Als »Giftpistole« diente ein 20 Zentimeter langes Rohr, das eine Ampulle mit Blausäure, dahinter eine Pulverladung und einen Schlagbolzen enthielt. Ein Hebeldruck ließ den Schlagbolzen nach vorn schnellen; er entzündete das Pulver, das die Ampulle zerstörte. Das Gift sprühte als Gas vorn aus dem Rohr heraus. Ein feines Sieb verhinderte, daß Glassplitter der Ampulle in die Giftschwaden gelangten und im Mund des Opfers gefunden werden konnten.

Staschynski wickelte das Rohr in eine Zeitung, ging an seinem jeweiligen Opfer im Treppenhaus vorbei, hob die Zeitungsrolle in Richtung ihres Gesichts und drückte ab. Vorher hatte er eine Tablette mit einem Gegengift eingenommen, um sich vor der Blausäure zu schützen, falls er sie einatmete. Nach der Tat zerdrückte er eine in Mull eingewickelte Ampulle und atmete ein darin enthaltenes weiteres Gegengift ein. Während Rebet bzw. Bandera zusammenbrachen, steckte er die Zeitung ein und verschwand ungesehen.

Die Behauptungen des Ex-KGB-Agenten stießen auf Mißtrauen. Weder die amerikanische CIA, noch das deutsche Bundeskriminalamt, noch der Ermittlungsrichter wollten ihm zunächst Glauben schenken. Aber das detaillierte Geständnis des reuigen Staschynski, die nun angestellten Ermittlungen so-

wie eine Fülle von nachträglich erhobenen Beweisen fügten sich schließlich zu einem lückenhaften Bild.

Nach einem spektakulären Prozeß, der weltweit Aufsehen erregte, wurde Bogdan Staschynski am 19. Oktober 1962 vom Bundesgerichtshof in Karlsruhe wegen »Beihilfe zum Mord in zwei Fällen« zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. »Er war nur ein widerwilliges Werkzeug rücksichtsloser politischer Urheber. Die Schuld seiner Auftraggeber ist weit größer«, begründete das Gericht sein relativ mildes Urteil.

Es bleibt kein Mord verschwiegen, das Blut schreit zu Gott«, mahnt ein mittelalterliches Sprichwort. Von solchem Gottvertrauen hält Spann nicht viel: »Ich bin fest davon überzeugt, daß es Morde gibt, die nicht aufgedeckt werden.« Sein Kollege Professor Günter Weiler, Chef des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Gießen, meint sogar: »Die meisten Fälle von Mord und Totschlag werden nicht erkannt.« Und Professor Wolfgang Bonte, Leiter des Rechtsmedizinischen Instituts der Uni Düsseldorf, schätzt die Dunkelziffer bei Morden auf 100 bis 200 Prozent. Das würde bedeuten: Auf die rund 1200 erfaßten Mordfälle im Jahr 1996 kämen noch einmal etwa 1200 bis 2400, die als natürlicher Tod, häuslicher Unfall, Verkehrsunfall oder Selbstmord in der Statistik auftauchen.

Doch wie kann die Polizei alle Morde aufklären, wenn oft schon der Leichenbeschauer versagt? Zwar muß in der Bundesrepublik jeder Tote von einem Arzt in Augenschein genommen werden, der den Totenschein ausstellt. Auf diesem hat der Mediziner die Wahl zwischen drei Rubriken: natürlicher Tod, nicht natürlicher Tod oder Todesursache nicht aufgeklärt. Kreuzt er eines der beiden letzteren Kästchen an, übernimmt die Kripo den Fall. Wird auch ihr Verdacht geweckt und der Staatsanwalt stimmt zu, wird die Leiche obduziert. Ansonsten ist sie nur ein Fall für die Todesstatistik.

Keiner Aufgabe entledigen sich die Ärzte so widerwillig und flüchtig wie der von Amts wegen vorgeschriebenen Leichenschau. »In aller Regel wird dabei schlampig gearbeitet«, beklagt Professor Bernd Brinkmann, Direktor des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Münster. Er hat kürzlich rund 13000 Sektionen aus 23 rechtsmedizinischen Instituten Deutschlands analysiert und kommt in seiner Studie zu erschreckenden Ergebnissen:

In jedem sechsten Fall stimmte das Obduktionsergebnis nicht mit dem der

Leichenschau überein. In 87 Fällen bescheinigten die Leichenbeschauer einen »natürlichen Tod«, während die Obduktionen später 10 Tötungsdelikte, 9 Selbstmorde, 49 Unfalldote und 19 Todesfälle durch medizinische Maßnahmen nachwies. Brinkmann schätzt daher, daß jedes Jahr in der Bundesrepublik 1200 Morde glatt übersehen werden.

Wie der Arzt bei seiner Arbeit als Detektiv vorgehen soll, wird ihm

jedoch ebensowenig erklärt wie das Verfahren für eine gründliche Leichenschau. Da hat es sein österreichischer Kollege leichter: Er muß nach einer umfassenden Checkliste vorgehen und weiß genau, wann er die Polizei einschalten hat. So ist es in Österreich – anders als in manchen deutschen Bundesländern – Vorschrift, daß die Leiche völlig entkleidet sein muß. Untersuchungen des Rachenraumes, des äußeren Gehörgangs, des Anus und

Freispruch für Werner B.

Segelboot gefunden – die Frau blieb für immer verschollen



Ohne Leiche kein Mord: 80 000 Mark investierte die Ulmer Staatsanwaltschaft für eine Suchaktion im Bodensee. Das gesunkene Segelboot des Werner B. wurde 1978 gefunden, von seiner Frau, die an Bord gewesen sein soll, fehlte jede Spur. Rechts: Werner B. wurde von der Mordanklage freigesprochen. Das Modell sollte seine Aussagen beim Prozeß verdeutlichen



Spurensuche im Labor: Die Analysetechnik wird immer raffinierter

die Prüfung der Totenflecke durch Einschnitte sind vorgeschrieben.

Auch gelten in unserem südlichen Nachbarland strenge Vorschriften über Totenbeschau und Obduktion. Die ersten Vorgaben wurden von Gerard van Swieten, dem Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia formuliert, und von ihr im Jahre 1756 gebilligt. So werden in den Krankenhäusern alle unklaren Todesfälle obduziert, jeder Verdacht auf einen nicht ganz »normalen« Tod führt unweigerlich zu einer »sanitätspolizeilichen« Obduktion. Deshalb wird in Österreich fast jeder dritte Tote obduziert.

In der Bundesrepublik kommen durchschnittlich nur acht Prozent aller Toten in die Gerichtsmedizin. Damit zählt Deutschland weltweit zu den Schlußlichtern. Bei uns herrscht eine seltsame Scheu vor Obduktionen, die oft mit Leichenfledderei gleichgesetzt werden. Dabei ist die Untersuchung durch Spezialisten die einzige Möglichkeit, sich Klarheit über die Todesursache zu verschaffen. Doch manchmal stehen auch die Gerichtsmediziner vor einem Dilemma.

An einem Beispiel erläuterte der inzwischen verstorbene Chef der Düsseldorfer Kripo, Dr. Bernd Wehner, die Problematik: Der Mord beginnt bereits da, wo der Sohn oder die Schwiegertochter oder beide gemeinsam der alten, schwer herzkranken Oma die unerläßliche Medizin wegnehmen. Als die Oma ihren Anfall bekommt, findet sie ihre Tropfen nicht, fällt um und ist tot. Der Hausarzt kommt, sagt: »Das war zu erwarten« und schreibt den Totenschein aus: »Herzinfarkt«. Dr. Wehner: »Da ist nicht einmal mit einer Obduktion etwas zu machen, weil die alte Frau ganz normal an ihrem kranken Herzen gestorben ist.«

So ein Fall gehört in das Dunkelfeld der unbekanntenen Verbrechen. Er kann

nur als Mord erkannt werden, wenn die beiden sich zerstreiten oder einer von ihnen sein Gewissen erleichtern will. Das jedoch kommt häufig vor: Gibt es mehr als einen Täter, stellen die Kriminalbeamten immer wieder fest, daß zum Schluß doch einer »singt«. Oft erst nach Jahren, etwa im Streit. Jeder Täter hat mit der Tat psychische Probleme; es gibt keinen eiskalten Mörder.

»Die meisten perfekten Morde geschehen ohne ausgeklügeltes Zutun der Täter«, meint Professor Werner Janssen, Ex-Direktor des Hamburger Uni-Instituts für Rechtsmedizin. »Sie brauchen nur dafür zu sorgen, daß nichts Auffälliges zurückbleibt. Das hinter der Unauffälligkeit versteckte Verbrechen wird nicht gesucht.«

Es gibt ihn also, den perfekten Mord. Und besonders fatal wird es für die Kripo, wenn sie zwar einen Fall, aber keine Leiche hat:

Am Nachmittag des 29. August 1976 steht die Segeljacht *Calypso* auf dem Schweizer Teil des Bodensees plötzlich in Flammen und sinkt binnen weniger Minuten. Der Skipper, Ingenieur Wer-

ner B. aus Ulm, treibt auf einem Luken- deckel im Wasser und wird aufgefischt.

»Wo ist meine Frau?« fragt er verstört. Doris B. (44) ist offenbar mit der Jacht untergegangen. Dem Schweizer Staatsanwalt Dr. Pius Schwager gibt B. eine zunächst einleuchtende Darstellung des Unglücks: Als seine Frau das Mittagessen kochte, habe es in der Kombüse eine Explosion gegeben, die *Calypso* sei in Brand geraten. Seine Frau sei wohl mit dem Schiff untergegangen, weil sie nicht mehr an Deck flüchten konnte. Er selbst sei betäubt ins Wasser geschleudert worden.

Dr. Schwager bleibt skeptisch: Warum war die Jacht so erstaunlich schnell gesunken? B. findet eine Antwort: Der Rumpf des Schiffes wurde vermutlich durch die Explosion beschädigt und deshalb sei sehr schnell viel Wasser eingeströmt.

Die Polizei in Ulm ermittelt, daß Werner B. immerhin Motive für die Versenkung von Segeljacht und Ehefrau gehabt haben könnte:

★ Zwischen den Eheleuten gab es oft Streit, sogar Tötlichkeiten. B. hatte



Spurensuche an einem Revolver: Zunächst fahnden die Experten von der Mordkommission nach Fingerabdrücken und Schmauchspuren. Sie verraten, ob jemand aus der Entfernung oder mit aufgesetzter Waffe erschossen wurde



Ein Chemiker untersucht im Polizeilabor den Saum einer Hose nach Erdresten und Pflanzenpollen. Das Ergebnis kann beweisen, daß ein Verdächtiger sich am Tatort aufgehalten hat und so einen Mordverdacht erhärten

Freundinnen, Doris B. wollte sich mehrmals scheiden lassen. Sie soll sogar gesagt haben, ihr Mann werde sie eines Tages sicher noch auf dem See umbringen.

★ Werner B. war durch sein teures Segelhobby häufig knapp bei Kasse. Seine Frau mußte vorübergehend als Kellnerin arbeiten. Wollte er eine fette Versicherungssumme kassieren?

Doch es existieren keine Beweise – die *Calypso* ruht auf dem Grund des Bodensees. Ihre Bergung ist den Schweizern zu teuer; Dr. Schwager gibt deshalb im Juli 1977 die Akten an seinen Ulmer Kollegen Heinz Spitzer ab, einen energischen Schwaben. Der läßt nicht locker: Im Oktober 1978 wird das Wrack der Jacht mit einem Kostenaufwand von 80 000 Mark aus 138 Meter



Blutuntersuchung: Sie liefert Auskunft über Krankheiten, Medikamenten- und Drogenkonsum eines Verdächtigen. Inzwischen ist die Analysetechnik so weit gediehen, daß man mit ihrer Hilfe einen »genetischen Fingerabdruck« erhält

Tiefe an die Oberfläche gehievt und in den Hafen Kressbronn geschleppt.

Schon die erste Untersuchung bringt eine Überraschung: Es finden sich keine Spuren einer Explosion an Bord – die angeblich explodierte Küche ist praktisch unbeschädigt. Dagegen werden vier geöffnete Ventile entdeckt. Ein vorher verschlossenes Loch im Bootsrumpf für den Einbau eines Echolots ist ebenfalls geöffnet.

In der Kombüse hätte eigentlich die Leiche von Doris B. liegen müssen. Aber sie wird nicht gefunden. Das ist so verdächtig, daß Werner B. verhaftet wird. Nun bietet er eine neue Version der Vorgänge auf der *Calypso* an:

Es habe keine Explosion gegeben, jedoch sei ein Feuer unter Deck ausgebrochen. Seine Frau sei mit brennender Kleidung nach oben gerannt, über Bord gesprungen und ertrunken. Die Explosion habe er erfunden, weil es so aussehen sollte, als sei er zeitweilig handlungsunfähig gewesen: Er habe sich an ihrem Tod mitschuldig gefühlt.

Und die Ventile? Die seien wohl von ihm und seiner Frau geöffnet worden, um Wasser zur Brandbekämpfung ins Boot strömen zu lassen. Auch das Loch unter der Wasserlinie habe er aus diesem Grund geöffnet. Der Staatsanwalt glaubt ihm kein Wort. Er läßt von U-Booten den Seegrund nach der Leiche von Doris B. absuchen. Zuletzt scheitert nach zehn Tauchtagen auch der Schweizer Tiefseeforscher Professor Jacques Piccard mit seinem U-Boot *X 28 Forrel*, nachdem er 100 000 Quadratmeter Bodenseegrund vergeblich abgesucht hat.

So kommt es zu einem Indizienprozeß ohne Leiche, und der Staatsanwalt steht auf verlorenem Posten. Nach über fünf Monate dauernden Verhandlungen vor dem Schwurgericht Ulm wird Werner B. am 24. März 1980 von der Mordanklage freigesprochen: »Ein Beweis gegen den Angeklagten war nicht zu erbringen.« Letzte Zweifel bleiben, ob Werner B. nicht doch einen »perfekten Mord« begangen hat. Aber was tatsächlich am 29. August 1976 auf der »*Calypso*« geschah, ist sein Geheimnis.

Nur durch Zufall wird eine Bluttat entdeckt, die der britische Charterpilot Peter Hogg (56) als »perfektes Verbrechen« geplant hatte: Im März 1984 suchen Polizeitaucher den See »Wast Water« im englischen »Lake District« nach einer ertrunkenen Französin ab. Sie finden zwar nicht die Leiche der Gesuchten, dafür aber den bereits völlig verwesenen, in eine Plastikfolie ein-

Wichtiges Indiz: der genetische Fingerabdruck



Blutproben im Labor: Tiefgekühlt kann man sie jahrelang als Beweismittel aufbewahren

Peter Gerner/Bildberg

gewickelten und mit Steinen beschwerten Körper einer anderen Frau.

Die Tote kann nur noch an einem Ehering identifiziert werden, der die Gravr trägt: »Margaret und Peter, 15. 11. 1963«. Ein Nachbar erinnert sich an das Hochzeitsdatum des Ehepaares Hogg und ruft die Kripo an. Beim Verhör verstrickt sich der Pilot in Widersprüche; er wird wegen Mordes an seiner zehn Jahre jüngeren Frau Margaret verurteilt. Peter Hogg hatte sie acht Jahre zuvor als vermißt gemeldet und allen Bekannten erzählt, sie sei mit einem anderen Mann durch-

gebrannt. Die Polizei nimmt an, daß der Pilot seine ermordete Frau im Tiefflug aus einem gecharterten Privatflugzeug in den See geworfen hat.

Solche Zufallsfunde erhellen immer wieder schlaglichtartig das Dunkelfeld unentdeckter Verbrechen. In solchen Momenten wird deutlich, daß auch in unserem geordneten Staat Menschen unerkannt morden können. Tag für Tag verschwinden in Deutschland spurlos Männer, Frauen und Kinder. So sind beim Bundeskriminalamt in Wiesbaden über 5500 Personen als vermißt gemeldet, darunter rund 850 Kinder und etwa 1100 Jugendliche. Manche Namen stehen schon länger als 30 Jahre in der Vermißtenkartei.

Wo sind diese Menschen geblieben? Der Verdacht liegt nahe, daß viele von ihnen Opfer eines Verbrechens geworden sind. Manchmal wird irgendwo eine verwesene Leiche gefunden; kann sie identifiziert werden, gelingt es oft, auch den Täter zu fassen.

Chefinspektor John Owen aus dem englischen Manchester mußte allerdings über 20 Jahre warten, bis er die Vermißtenakte Malika Reyn-Bardt (32) schließen konnte. Er hatte schon immer geahnt, daß Peter Reyn-Bardt, Manager bei der britischen Fluggesellschaft BOAC, seine Frau auf dem Gewissen hatte. Nur beweisen konnte er das nie. Bis der Verdächtige nach 23 Jahren die Nerven verlor.

Peter Reyn-Bardt, damals 34 Jahre alt, war homosexuell. Er hatte Malika im März 1959 nur geheiratet, um als »seriöser« Ehemann auftreten zu können. Doch bald wurde sie ihm lästig. Als geeigneten Ort für seinen Mordplan kaufte er ein einsames Landhaus bei Wilmslow in einer Moor- und Gartenlandschaft.

Schon wenige Monate nach der Hochzeit war Malika Reyn-Bardt tot. Ihr Mann zerlegte die Leiche mit einer Axt und verstreute die Reste im Moor. Hier, so hoffte er, würde sie niemand finden. Nur ein einziges Mal befragte

die Polizei damals den Ehemann nach seiner verschwendeten Frau. Die Erzählung des Managers, er habe sie 1961 in der Ortsmitte von Wilmslow abgesetzt und seitdem nie wieder gesehen, konnte niemand widerlegen.

1977 kam Reyn-Bardt mit seinem damaligen Freund Paul Corrigan ins Gefängnis, weil beide einen 15jährigen Jungen vergewaltigt hatten. In der Zelle gestand er Corrigan als erstem Menschen den Mord an seiner Ehefrau. Nach seiner vorzeitigen Entlassung beging Corrigan sofort ein neues Verbrechen: Er brachte einen 13jährigen um und wurde 1982 deswegen zu »lebenslänglich« verurteilt.

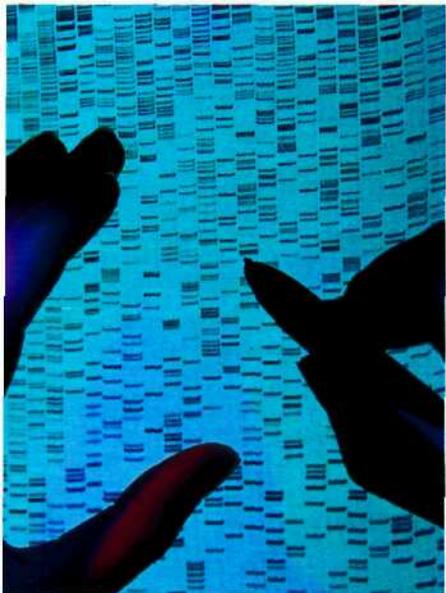
Für immer im Gefängnis sitzen zu müssen, während Reyn-Bardt, obwohl ebenfalls ein Mörder, auf freiem Fuß war, das konnte Corrigan nicht ertragen. Er verpiff seinen Ex-Freund bei der Polizei. Das Verhör im Januar 1983 endete ohne Ergebnis. Reyn-Bardt blieb bei seiner Version, und die Polizei hatte keine Leiche.

Bis am 13. Mai 1983 ein Arbeiter beim Torfstechen einen Schädel freilegte, nur 250 Meter von dem Landhaus des Verdächtigen entfernt. Sogar Haare klebten noch an dem Schädel, der also nicht sehr alt zu sein schien. Erste Diagnose eines Gerichtsmediziners: »Der Schädel stammt von einer 30 bis 50 Jahre alten Frau.« Chefinspektor Owen war überzeugt: »Das konnte nur Malika Reyn-Bardt sein.«

Peter Reyn-Bardt wurde festgenommen – und gestand den Mord unter dem Eindruck des makabren Schädelfundes: »Sie kam nur noch zu mir, um Geld zu erpressen. Ich sollte zahlen, zahlen, zahlen, sonst würde sie meine Homosexualität bei BOAC bekanntmachen.« Doch wohl nie wieder sollte ein Täter sein Geständnis so bereuen.

Denn im Oktober 1983 stellte Professor Edwin Hall von der Universität Oxford mit modernsten Methoden fest: Der Schädel aus dem Torf von Wilmslow ist 1573 Jahre alt! Er gehörte tatsächlich einer 30 bis 50 Jahre alten Frau, die um 410 n. Chr. gestorben war. Ihre Haare hatten sich in der Torfschicht besonders gut erhalten.

Zwar fehlte Chefinspektor Owen nun wieder eine Leiche, denn die Überreste von Malika Reyn-Bardt konnten bis heute nicht gefunden werden. Aber Reyn-Bardt leugnete nun nicht mehr. Das Gericht sprach ihn im Dezember 1983 als Mörder schuldig. Sein »perfektes Verbrechen« war gescheitert – er hatte im entscheidenden Augenblick die Nerven verloren ...



M. Hübner/Östf. Feuerwehr

Die unverwechselbaren Erbanlagen eines Menschen, hier als grafisches Muster ähnlich dem Bar-Code sichtbar gemacht. Sie gelten heute als anerkanntes Beweismittel vor Gericht

Also sprach ...

... Martin Luther (1483–1546)



Der Wein ist stark, der König stärker, die Weiber noch stärker, aber die Wahrheit am allerstärksten.

Durch Gottes Gnade ist mir eine über die Maßen glückliche Ehe zuteil geworden. Ich hab ein treues Weib nach dem Spruch Salomonis »Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen«.

Wer im zwanzigsten Jahr nicht schön, im dreißigsten Jahr nicht stark, im vierzigsten Jahr nicht klug, im fünfzigsten Jahr nicht reich ist, der darf danach nicht hoffen.

Wer mit dem Geist der Traurigkeit geplagt wird, der soll aufs höchste sich hüten, und vorsehen, daß er nicht allein sei.

Die Arznei macht kranke, die Mathematik traurige und die Theologie sündhafte Leute.

Drei Dinge machen einen Theologen: Die Meditation oder Nachsinnung, das Gebet und die Anfechtung.

Ich hoffe, die Engel werden lachen und alle Dämonen weinen – den Lästern habe ich das Maul gestopft durch meine Ehe mit Katharina von Bora.

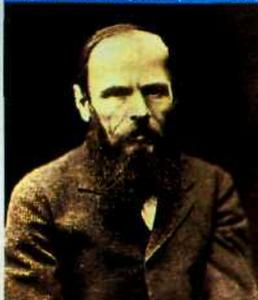
Käthe ist viel mündfertiger im Reden als ich, sie ist mein Herr und Mose, ich bin nur Aaron.

Mein Herr Käthe läßt Dich grüßen. Sie fährt, bestellt das Feld, sie weidet und kauft Kühe und so weiter. Zwischenhinein hat sie auch angefangen, die Bibel zu lesen. Ich habe ihr 50 Gulden versprochen, wenn sie damit bis Ostern fertig ist.

Wenn ich noch einmal eine Ehefrau finden müßte, dann hae ich mir eine gehorsame Frau aus Stein.

Ach, Du lieber Gott, die Ehe ist nicht etwas Natürliches oder Leibliches, sondern sie ist ein Gottesgeschenk, das süßeste, ja das keuscheste Leben über allem Zölibat.

... Fjodor M. Dostojewski (1821–1881)



Ein Gewissen ohne Gott ist etwas Entsetzliches, es kann sich bis zur größten Unsittlichkeit verirren.

Wer der Höchste im Reiche Gottes sein will, der muß der Diener aller werden. So verstehe ich die russische Vorbestimmung in ihrem Ideal.

Der Mensch und Bürger er stirbt im Tyrannen auf ewig, und eine Rückkehr zur Menschenwürde, zur Reue und zur Wiedergeburt wird für ihn dann fast unmöglich.

Man nennt mich einen Psychologen. Das ist nicht richtig. Ich bin nur ein Realist im höheren Sinne, das heißt: Ich zeige alle Tiefen der Menschenseele.

... Napoleon Bonaparte (1769–1821)



Wir brauchen ein europäisches Gesetz, eine einheitliche Münze, die gleichen Gewichte und Maße, dieselben Gesetze

Man sollte drei- bis vierhundert Mann mit einer Kartätsche niederschließen, der Rest würde die Flucht ergreifen. (Beim Eindringen der Volksmassen in die Tuileries im Juni 1792)

Ich bin zu spät in die Welt gekommen; es läßt sich jetzt nichts Großes mehr vollbringen.

Ein Mensch wie ich pfeift auf das Leben von einer Million Menschen. (1813 zu Metternich)

Ich sah den Ausgang voraus, und das war meine Qual; mein Stern ging unter, die Zügel entglitten mir, und ich konnte nichts dagegen tun. (Über die Völkerschlacht von Leipzig)

... Katharina von Bora (1499–1552)



Nach dem Tod von Martin Luther, ihrem Ehemann:

Ich bin wahrhaftig so sehr betrübt, daß ich mein großes Herzeleid keinem Menschen sagen kann, und ich weiß nicht, wie mir zu Sinn und Mut ist. Ich kann weder essen noch trinken. Auch dazu nicht schlafen.